

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Duker-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$ 00. Ausland 20 M k
Einzelne Nummern 300rs. Inserate nach Uebereinkunft.

Nr. 9

São Paulo, 25. August 1911

VII. Jahrg.

Die Bundeskolonisation.

Am Sonnabend voriger Woche war Ihr Mitarbeiter, um sich die Erlaubnis zum Besuch des Einwandererheims der Bundesregierung auf der Blumeninsel zu erbitten, genötigt, beim Generaldirektor des Besiedlungswesens, Herrn Joaquim Francisco Gonçalves Junior, vorzusprechen. Daß die Erlaubnis mit der größten Bereitwilligkeit erteilt wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Die Blumeninsel ist eine Musteranstalt, die die Regierung gern zeigt. Wir werden über den Besuch dortselbst in den nächsten Tagen berichten. Herr Gonçalves Junior benutzte die Gelegenheit jedoch auch, um Ihrem Mitarbeiter in längeren Ausführungen den derzeitigen Stand der Kolonisation darzulegen. Es ist bekannt, daß er sich mit großer Liebe und Hingebung dem ihm anvertrauten Amte widmet, daß er mit Verständnis den Dienst organisiert hat und leitet und daß er sein Möglichstes tut, um ihn zu vervollkommen. Es ist daher von Wert, seine Anschauungen und seine Auffassung kennen zu lernen, und wir wollen sie unseren Lesern nicht vorenthalten.

Inmitten des großen Saales, in dem der Generaldirektor des Besiedlungswesens arbeitet, steht ein langer Tisch, der über und über mit Stößen von Photographien bedeckt ist. In einer Ecke des Saales ist eine riesige handgezeichnete Karte Mittel- und Südbrasilien aufgestellt, die außer den Städten, Eisenbahnlinien und Flußläufen auch die im Maßstab genauen Eintragungen der Kolonien enthält. Vor diese Karte führte uns Herr Gonçalves Junior zunächst, um uns die räumliche Ausdehnung der Kolonien im Verhältnis zur Gesamtfläche der einzelnen Staaten vor Augen zu führen. Gegenwärtig werden von der Bundesregierung bezw. von Einzelstaaten mit Unterstützung und unter Oberaufsicht der Bundesregierung (S. Paulo gehört nicht zu diesen Staaten) im ganzen 30 Kolonien unterhalten, nämlich: in Espirito Santo Affonso Penna an der Bahn von Victoria nach Diamantina; in Minas Geraes João Pinheiro, Wenceslau Braz und Varagem Grande in der Nähe von Bello Horizonte, Santa Maria, Constança und Barão de Ayuruoca in der Nähe von Leopoldina und Mar d'Hespanha, Francisco Salles, Nova Badem, Inconfidentes und Itajuba in Südminas; auf der Grenze der Staaten

Minas und Rio de Janeiro Visconde de Maua, in Rio de Janeiro Itatiaya, beide im Itatiayagebirge gelegen; in S. Paulo Bandeirantes und Monção; in Parana Ivaíhy, Tayo und Senador Correa bei Therezina, Jesuino Marcondes. Itapara und Cruz Machado bei Guarapuava, Iraty und Vera Guarany am südlichsten Teil der S. Paulo—Rio Grande-Bahn in diesem Staate, Affonso Penna bei Curityba; in Santa Catharina Nova Galicia zwischen Palmas und Porto União, Senador Esteves Junior bei S. Miguel, unweit Blumenau, Annitapolis südwärts davon in der Serra do Mar; in Rio Grande do Sul Erechim, nordwärts von Passo Fundo, Ijuhy und Guarany zwischen Cruz Alta und dem Uruguay. (Die gesperrt gedruckten sind Bundeskolonien, die anderen unterstützte Kolonien.)

Der räumlichen Ausdehnung nach am größten sind die Kolonien in Rio Grande do Sul: Guarany, Ijuhy und Erechim, wahre Fürstentümer, dann Annitapolis in Santa Catharina, Ivaíhy in Parana, Bandeirantes in S. Paulo, die Itatiaya-Kolonien und Affonso Penna und Espirito Santo. Auch Iraty und Vera Guarany in Parana und Monção in S. Paulo werden wohl große Kolonien werden, denn sie sind ausdehnungsfähig, da das Land in der Umgegend verhältnismäßig leicht zu haben ist.

Dem Generaldirektor sind die Vorwürfe, die gegen die Besiedlungstätigkeit der Bundesregierung erhoben werden, wohlbekannt. Er meint — und darin muß man ihm allerdings recht geben —, daß der Beurteiler nie vergessen dürfe, daß die Kolonisation vonseiten des Bundes noch sehr jungen Datums ist. Erst im April 1907 wurde das Gesetz über die Besiedlung des Bodens erlassen. In den folgenden Monaten wurde die Behörde organisiert und eine Reihe von Sachverständigen ausgeschiedt, um die herrenlosen Ländereien in den Mittel- und Südstaaten auf ihre Eignung zur Kolonisation zu untersuchen. Mitten in diese Tätigkeit hinein kam die Nachricht, daß die Propagandakommission so und so viele Familien abgeschickt habe, für die man Land bereitstellen solle. Es galt nun, um jeden Preis Land zu schaffen, so schnell als möglich und auch nicht zu weit von Rio entfernt, damit von der Zentralstelle aus die Ueberwachung erfolgen könne. Dieser Uebereilung, notwendig geworden durch die unkluge Hast der Propagandisten in Europa, die sich durchaus als „tüchtige Kerls“ zeigen wollten, verdanken die Kolonien am Itatiaya und Bandeiran-

tes ihre Entstehung. Herr Gonçalves Junior gibt ohne weiteres zu, daß diese Gründungen unglücklich sind, da sich sowohl die Bodengestaltung als auch die Bodenqualität nicht für die europäische Besiedlung eignet. Immerhin wäre mehr zu erreichen gewesen, wenn nicht das Verhängnis ergewollt hätte, daß diese Kolonien auch noch dadurch litten, daß sich die Leiter als untauglich erwiesen und daß die Einwanderer, die dorthin gingen, zum großen Teile gar keine Landwirte waren, sondern städtische Handwerker und Fabrikarbeiter.

Bäuerliche Einwanderer kämen auch unter unfähiger Leitung vorwärts, während umgekehrt der Landarbeit ungewohnte Leute ebenfalls etwas erreichten, wenn die Kolonie einem geschickten Direktor untersteht. Kämen aber ungeschickte Direktoren und ungeeignete Kolonisten zusammen, dann wäre auch auf dem besten Boden ein Fiasko zu erwarten, um wieviel mehr also in Bandeirantes und am Itatiaya. Würden die Kolonisten die für Boden und Klima passenden Früchte bauen, dann ginge es auch dort. Das beweise das Beispiel eines Franzosen am Itatiaya, der nach der letzten Ernte für nicht weniger als $3\frac{1}{2}$ Contos Kartoffeln vor seiner Tür, also ohne Transportkosten zu haben, verkauft habe. Das Merkwürdige sei, daß so viele Kolonisten sich durchaus nicht beraten lassen wollten. Die Kolonien bei Bello Horizonte z. B. lägen in der Nähe dreier Baumwollspinnereien. Das Land eigne sich auch durchaus zum Baumwollbau, aber welche Mühe habe es gekostet, die Leute zu dieser Kultur zu überreden. Die Kolonie João Pinheiro habe anfangs unter diesem Widerstand direkt gelitten. Heute sei man aber soweit, daß z. B. ein deutscher Kolonist 12 von seinen 25 Hektar mit Baumwolle bestellt habe, aus der er einen Ertrag von 5 Contos erwarten dürfe. João Pinheiro sei das Gegenstück zu den erstgenannten Kolonien. Obwohl der Boden auch nicht übermäßig gut sei, habe nach anfänglichen Schwierigkeiten eine geschickte Leitung die Kolonie doch zur Blüte gebracht. Die große Reihe von Photographien, die uns Herr Gonçalves Junior nachher von João Pinheiro zeigte, bestätigten die Behauptung, daß die Kolonie gedeihe.

Der Generaldirektor ist überhaupt mit der Entwicklung der Kolonien, von den erstgenannten abgesehen, sehr zufrieden. Das Berichtsjahr 1910, das dritte der Besiedlungstätigkeit, ergebe als Gesamtwirtschaftsresultat der Kolonien bereits die stattliche Summe von 5000 Contos, wobei jedoch das im eigenen Haushalt der Ansiedler Verbrauchte nicht inbegriffen sei. Das bedeutet gegen die 1165 Contos Produktionswert des Jahres 1909 und die 500 Contos des Jahres 1908 allerdings einen gewaltigen Fortschritt und gibt dem Direktor das Recht, zuversichtlich in die Zukunft zu schauen, um so mehr, als die Einwanderung von Ansiedlern steigt, auch ohne die Gewährung freier Ueberfahrt. In den ersten 7 Monaten des laufenden Jahres hat die Blumeninsel bereits mehr Personen beherbergt als während des ganzen Jahres 1910, und der Generaldirektor hofft, daß die Zahl 20.000 überschritten werden wird. Riesenkomplexe von der Ausdehnung der Kolonien Guarany und Ijuhy sind nicht nur schon vollbesiedelt, sondern bereits emanzipiert worden. In Erechim nimmt die Ansiedlerzahl derart zu, daß die Erschließung der unendlichen herrenlosen Ländereien gar nicht schnell genug vorgenommen werden kann. Das Gleiche gilt für Anitapolis und die direkten Bundeskolonien in Parana. Und was Herr Gonçalves Junior als besonders erfreulich hervorhebt: ein sehr großer Teil der Einwanderer kommt bereits auf Veranlassung von früher ange-siedelten Freunden und Verwandten, der beste Beweis, daß es den Ansiedlern gut geht.

Wir sahen uns dann die Photographien aus den Kolonien an: Riesenweizen mit schweren Ähren aus Rio Grande do Sul, prächtiger Roggen aus Parana, Baumwollfelder aus Minas Geraes, Kaffeepflanzungen aus Espírito Santo, romantische Landschaftsbilder und idyllische Winkel, Viehherden und Bienenzuchtereien, Versuchsfelder und Industrieanlagen, Schulen und Kirchen. Angesichts dieses Anschauungsmaterials und angesichts der Zahlen, die der Generaldirektor vorführte, muß man bekennen, daß der Gesamteindruck ausgezeichnet ist. Gewiß ist im einzelnen mancherlei tadelnswert, gewiß könnte vieles besser gemacht werden: gerade wir Zeitungsmenschen hören ja Klagen genug! Aber die Empfindung, mit der wir von Herrn Gonçalves Junior schieden, war doch nicht nur die, einen Mann kennen gelernt zu haben, dem sein Amt am Herzen liegt und der sein Bestes tut, um den Einwanderern zu helfen, sondern auch, daß hier eine Kulturarbeit ersten Ranges geleistet wird, die dem Lande schon jetzt sichtlich zum Segen gereicht, deren ganzer Wert freilich erst nach einem Jahrzehnt erkannt werden wird.

Vermischte Nachrichten.

Was die Schönheit kostet. „Ich sterbe gern, wenn ich nicht länger schön sein kann“, rief Maria Gräfin Coventry aus, die schönere der beiden berühmten Schwestern, von deren beinahe überirdischer Schönheit um die Mitte des 18. Jahrhunderts ganz London sprach; und sie verbarg sich in ihrem dunklen Boudoir hinter dicht verschlossenen Vorhängen, damit kein Auge das Verwelken ihrer Reize sehe. Wenn Lady Coventry heute lebte, so würde sie nicht mehr so sprechen und handeln, denn sie wüßte, daß Schönheit heutzutage, zumal für Frauen, die so reich sind wie sie war, sozusagen nur eine Geldfrage ist. Es gibt fast keine Häßlichkeit, keinen körperlichen Fehler mehr, den nicht ein Spezialist zu vertreiben sich erböte. Mag eine Dame von einem Muttermal auf ihrer rechten Wange, einer mißgestalteten Oberlippe, von zusammenge wachsenen Augenbrauen, un schönen Armen oder Runzeln entstellt sein, die Zauberkunst der Elektrizität oder andere Mittel im Schranke des Schönheitsarztes helfen ihr, sich davon zu befreien. Wie wenig billig ist es freilich, die Schönheit zu verewigen, zeigen die Aufstellungen einer englischen Wochenschrift. Von der Behandlung des Gesichts mit Säure, die sozusagen einer Häutung gleichkommt, hat die Dame nicht bloß die Schmerzen, sondern auch Kosten in der Höhe von mindestens 2000 Kronen. Dieselbe Summe bezahlt eine Dame der Gesellschaft das Jahr über für Dampfbehandlung und Massage ihres Gesichts. Für eine mäßig große Flasche Schönheitswasser gibt sie gern 30 Kronen und eine vollendete Puderquaste wird mit 8 Kronen nicht zu teuer bezahlt. Eine vollständige Ausstattung ihres Toilettentisches kostet wenigstens 150 Kronen und noch mehr zahlt sie in wenigen Monaten, um das Verbrauchte zu ersetzen. Auch für Bäder aller Art steigt die Rechnung einer Dame von Welt leicht auf 2000 Kronen das Jahr. Jedes Lichtbad allein kostet 8 Kronen und elektrische Bäder, deren unsere Dame wenigstens jede Woche eines nimmt, sind für 1000 Kronen das Jahr billig in Rechnung gestellt. Die Haarpflege schließlich mit allen Salben und Schönheitswässern, mit Waschen und Besuchen beim Friseur, kostet gewiß 600 Kronen das Jahr. Stellen wir dann noch die Handpflege mit 80 Kronen in Rechnung, so haben wir die wichtigsten Posten des Schönheitsbudgets einer Modedame genannt. Da aber Schönheit ohne Gesundheit nicht dankbar ist, so gehören auch noch die Kosten für körperliche Übungen in Höhe von rund 400 Kronen hierher, ferner etwa 2000 Kronen für Vibrationsbehandlung, die der Haut ihre Frische erhält.

Aus Rio Grande do Sul.

(Correspondenz.)

Nach einigen Jahren der Sammlung und Ruhe werden wir hier im Süden, wie es scheint, wieder ein Jahr der politischen Kämpfe erleben. Die Staatspräsidentenwahl ist wohl noch sehr weit — sie findet erst im November 1912 statt — aber man spricht jetzt schon von ihr, erwägt, stellt Hypothesen auf und verwirft sie wieder, erzürnt sich und wird wieder gut — man macht, mit einem Wort, Politik.

Die „Demokraten“, die bei der letzten Wahl eine so bedeutende Rolle spielten, werden diesmal auf eigene Rechnung wohl garnicht mitmachen können, denn die Partei ist gespalten, die Hirten sind geschlagen und die Herde ist zerstreut. Schade drum: diese Demokraten hatten ganz vernünftige Ideen und sie hätten schon etwas leisten können, aber die Zwietracht, der kleinliche Neid und die Mißgunst zerstörten alles, was Verstand und guter Wille geschaffen hatten. Dr. Fernando Abbott, der das vorige Mal gegen den offiziellen Anwärter auf die Präsidentschaft kandidierte und die ansehnliche Zahl von über sechzehntausend Stimmen auf sich vereinigte, ist verweist und kehrt höchst wahrscheinlich vor der Wahl nicht wieder — er wolle in Europa studieren, heißt es, aber: er will nichts mehr davon wissen, wird es verstanden. Dr. J. F. de Assis Brasil, der zweite Chef der Demokraten, scheint auch keine große Lust zu haben, sich neuerdings die Finger zu verbrennen. Und die traditionelle Opposition, die Föderalistenpartei, ist so uneinig und so schwach, daß sie gar nicht ernst genommen zu werden braucht. Die Leute plagen sich seit Jahren um die verschiedensten Kleinigkeiten ab, vertrödeln die Zeit mit den lächerlichsten Haarspaltereien und entziehen so ihre guten Kräfte der gemeinsamen Arbeit fürs Volk und Vaterland.

Und doch soll es einen Wahlkampf geben? Ja, es scheint so. Die alte Regierungspartei, die geschlossenste politische Organisation, die Brasilien hat, ist nicht mehr so solide wie sie noch vor wenigen Jahren war. Verschiedene Chefs sind mit der Leitung Dr. Borges de Medeiros nicht mehr zufrieden, eine neue Dissidenz ist im Entstehen begriffen und diese wird bei der nächsten Wahl dem Palastkandidaten den Sieg streitig machen wollen.

Borges de Medeiros hat trotz aller Dementis auf einen Ministerposten reflektiert und Pinheiro Machado, sein intimer Freund und Mitchef der riograndenser Regierungspartei, hat ihm diesen Posten nicht zu verschaffen gewußt oder auch nicht gewollt. Darum ist Borges nun böse und konsultiert den großen Wettermacher überhaupt nicht mehr, was selbstverständlich wieder diesen verletzt.

In verhältnismäßig kurzer Zeit hat Rio Grande do Sul drei Bundesdeputierte zu wählen gehabt und kein einziger dieser drei Sitze ist einem Kandidaten Pinheiros zugefallen — Borges hat es überall verstanden, seinen Mann durchzudrücken und Pinheiro hat sein verpfändetes Wort nicht einlösen können. Bei der letzten Ersatzwahl enthüllte sich so recht die Kluft, die zwischen den beiden Chefs erstanden ist. Borges de Medeiros gab den Stuhl Hasslochens Dr. Carlos Maximiliano, einem Manne, der als intransigentem Gegner Pinheiros bekannt ist, und der allmächtige Leiter der Bundespolitik konnte es nicht verhindern, daß dieser sein Feind in die Kammer einzog.

Es ist ganz natürlich, daß nach einem solchen Stand der Dinge Pinheiro Machado danach trachtet, bei der Präsidentenwahl den Einfluß Borges' zu brechen. Gelingt ihm dieses nicht, dann sind vielleicht sogar seine eigenen Senatortage gezählt und wird

er, wenn sein Mandat zu Ende gegangen, von Borges einfach beiseite gesetzt. Das will und muß er verhindern, denn es wäre doch ein gar zu harter Schlag, wenn es auf einmal hieße: Pinheiro Machado kehrt nicht mehr in den Senat zurück — nach seiner Ansicht müßte dann ja der Himmel einstürzen und die Erde ihre Krater öffnen, um das undankbare Menschengeschlecht zu verschlingen. Pinheiro spinnt — mag er das auch leugnen, wie er will, eine Intrige gegen Borges und der weiß auch ganz genau, wie man Politik macht, also intrigieren sie alle beide.

Borges de Medeiros will sich selbst als Kandidaten aufstellen; Pinheiro denkt wieder an den jetzigen Minister des Innern Dr. Rivadavia Corrêa. Bringt er diesen ihm unbedingt ergebenen Mann durch, dann ist Borges kaltgestellt, unterliegt er, dann ist das Umgekehrte der Fall und Pinheiro kann seine Koffer packen. In der Partei sind trotz der Einheitlichkeit die Meinungen verschieden und was dem einen Chef eine Uhl ist, das ist dem anderen eine Nachtigall — der eine wird sich zu Pinheiro und der andere zu Borges halten. Borges hat wohl die ganze Beamtenschaft für sich und die Municipal-Autoritäten werden auch in der Mehrzahl zu ihm stehen, aber Pinheiro ist auch nicht von Pappe, der versteht ebenso gut wie sein Busenfreund, für den politischen Stiefel den richtigen Leisten zu finden — er paktet einfach mit den verschiedenen Oppositionen. Mit den Föderalisten der alten Schule ist nichts zu wollen, denn die Leute sind zu prinzipienfest — die wollen alles oder gar nichts und alles kann man ihnen nicht geben, darum läßt Pinheiro sie links liegen und versucht mit den Föderalisten von milder bestimmter Farbe — mit der Gruppe Moacyrs nämlich. Diese ist schon imstande, einen Kompromiß einzugehen und auf Kompromisse versteht sich Pinheiro wie sonst niemand: er wird den Moacyristen Konzessionen machen und die werden auf Rivadavia stimmen. Wie die Jung-Föderalisten, so lassen sich auch die Demokraten mit Konzessionen anhehlen. Assis Brasil ist ein zugänglicher Mann, allein kann er mit seinen Demokraten nichts ausrichten, und wenn Pinheiro ihm nun etwas entgegenkommt, dann ist er vielleicht doch zu gewinnen, und die demokratischen Stimmen, die allein nichts bedeuten, können, zu den anderen geworfen, den Sieg für Rivadavia entscheiden.

Von sämtlichen riograndenser Politikern ist keiner so verhaßt wie gerade Borges de Medeiros. Das erklärt sich jedenfalls dadurch, daß er zehn Jahre Präsident war und während dieser Zeit Gelegenheit genug hatte, die schönsten Hoffnungen zu enttäuschen und sich Feinde zu erwerben. Stellt er sich nun selber auf oder macht er eine seiner Kreaturen zum Kandidaten, dann wird sich die ganze große Dissidenz, die sonst auch gerade nicht eine Brüdergemeinde bildet, wie ein Mann für Pinheiro Machado Partei nehmen, der nicht so verhaßt ist und der auch nicht so oft die Gelegenheit gehabt hat, sich negativ zu empfehlen. Einen nicht unbedingt treuen Mann wird Borges aber nie aufstellen, weil das für ihn eben keinen Zweck hat. Also stehen die politischen Aktien, und wer jetzt schon sagt, welche von ihnen steigen und welche sinken werden, der muß ein Prophet sein — oder sich für einen solchen halten. Gewöhnliche Leute sagen überhaupt garnichts und warten nur auf die Dinge, die da kommen sollen.

Wenn nun das Deutschtum hier politisch organisiert und einigermaßen einig wäre! Was ließe sich jetzt nicht hier erreichen. Wenn sich zwei streiten, dann kann der Dritte immer etwas profitieren, und dieser Dritte könnte hier das Deutschtum

sein — oder die Kolonien überhaupt. Was gehen uns in aller Welt Pinheiro Machado oder Borges de Medeiros an! Für uns sind beide gleich gut oder gleich schlecht; ihr Wert hängt für uns davon ab, was sie uns versprechen und wie sie das Versprechen halten. Die Kolonien könnten etwa zehntausend Stimmen in die Wagschale werfen. Wenn nun eine Einigkeit sich erzielen ließe und die Kolonie sich auf die Beine stellte: wer unsere Stimmen haben will, der nehme das und das in sein Regierungsprogramm auf! Diese zehntausend Stimmen würden entscheiden und der kommende Mann wäre mithin gezwungen, sich auf sein Programm zu verpflichten, das den Interessen der Kolonien entspricht — dem übrigen Lande würde dasselbe selbstverständlich auch nicht schaden, denn „hat der Bauer Geld, so hats die ganze Welt!“ Aber wie die notwendige Einigkeit erzielen! Das wäre ein Kunststück oder ein Wunder und Wunder geschehen heutzutage nicht mehr. Die Kolonie wird sich nicht einigen, einer wird auf Hinz und der andere auf Kunz stimmen, und geschoren wird sie werden von allen beiden.

Vor etwa zwei oder drei Wochen ist in dem uruguayischen Munizip Libres der riograndenser Bandit Viriato Natividade erschossen worden. Sein Sohn, ein Junge von achtzehn Jahren, ist mit ihm gefallen. So sind nun die beiden zu spät geborenen Strauchritter an einem Tage gestorben und wollen wir hoffen, daß sie die letzten waren.

Wie ist es nur möglich, möchte man sich fragen, daß in dem heutigen Rio Grande, das doch ein ganz gutes Staatsmilitär hat, noch Banditen existieren und ganze Gegenden terrorisieren können? Man sollte es nicht für möglich halten und doch ist es so, und wenn man das hiesige Volk kennt, dann weiß man auch, warum es so ist. Das unbändige Freiheitsgefühl und die Lust zu abenteueren, nicht die Habsucht, machen die Leute zu Banditen. Es sind nicht gerade Karl Moor-Gestalten, diese Banditen der Campanha, aber es steckt in ihnen doch ein Kern, der einer besseren Entwicklung fähig gewesen wäre, wenn man ihn anders behandelt hätte. Die Periode der Revolutionen und Prommciamentos ist wohl für immer dahin, und doch prickelt in diesen Gauchos der unbändige Drang nach solchen Taten, wie sie in ihren Liedern besingen, und sie werden Räuber.

Wenn die die Sitten mildernde Kultur sich bis in die wildromantische Campanha erstrecken wird, da werden die Nachkommen dieser verwegenen Männer, die uns jetzt so wenig sympathisch sind, nicht die schlechtesten Menschen und nicht die schlechtesten Republikaner sein. Die Freiheit werden sie wohl immer lieben und sie werden auf ihrem Nacken kein Joeh dulden, aber zuerst müssen die von den Revolutionen übernommenen Sitten ausgerottet werden. Variato Natividade war ein Verbrecher großen Stils, und wenn er die Gelegenheit dazu gehabt hätte, da wäre er ein Held geworden. In dem Leben des Mannes ist eine Tragik, die den Beurteiler seiner Schandtaten unbedingt milder stimmen muß. Er ist an überschäumender Kraft zugrunde gegangen, die nicht in die richtige Bahnen geleitet war, und so entfällt ein großer Teil der Verantwortung für die Verbrechen, die er begangen, auf die Männer, die aus dem kräftigen Geschlecht der Gauchos noch nicht ein besseres Element zu machen verstanden haben. Möge es bald hierin anders werden — dazu ist aber notwendig, daß man der Erziehung des mit der zu Abenteuerern herausfordernden freien Natur aufwachsenden Geschlechtes die größte Aufmerksamkeit zuwendet.

Die Viehrassen im Staate São Paulo.

Der Staatspräsident hat am Freitag voriger Woche das Dekret unterzeichnet, welches für die Benutzung der dem Staate gehörigen Rasse-Zuchttiere vonseiten der Züchter neue Bestimmungen aufstellt. Dr. Padua Salles hat dem Staatspräsidenten gleichzeitig das folgende Schriftstück zugehen lassen, welches die Gründe, die zur Aufstellung der neuen Bestimmungen führten, enthält. Es hat ungefähr folgenden Inhalt:

„Hochgeehrter Herr Staatspräsident! Ich habe die Ehre, Euer Exzellenz das Projekt vorzulegen, welches die Bestimmungen für die Benutzung der dem Staate gehörigen Rassetiere vonseiten der Züchter verändert.

Die Praxis hat die Notwendigkeit gezeitigt, das Staatsgebiet in verschiedene Distrikte einzuteilen. Ein jeder wird die Zuchttiere halten, welche die Züchter zur Verbesserung ihrer Viehrassen benötigen. Aus dieser Einteilung ergibt sich der Nutzen, daß jede Zuchtstation nur diejenigen Tiergattungen enthalten wird, welche zur Zucht in der betreffenden Zone am geeignetsten befunden wurden und daselbst bereits akklimatisiert sind. Die große Ausdehnung des Staates S. Paulo, dessen klimatische und topographische Verhältnisse durchaus nicht überall gleich sind und dessen Weiden ebenfalls verschiedenen Charakter tragen, haben die Einteilung desselben in so viele Zonen erfordert, als Zuchtstationen vorhanden sind. Die Dienste, die die Zuchtstationen bisher geleistet, haben sich rein in dem Rahmen von Versuchen bewegt. Das Ergebnis dieser Versuche ist in den neuen Bestimmungen niedergelegt, die schon aus dem bloßen Grunde sich als notwendig erwiesen haben, weil die immer wachsende Ausdehnung der Viehzucht in unserem Staate die intensive und praktische Förderung vonseiten der Staatsregierung erheischt. Der Augenblick ist gekommen, in welchem die Verbesserung der Rassen auf Grund der bereits vom Staate wie von Privatzüchtern gemachten Erfahrungen weiter vorgenommen werden muß. Deshalb muß auch die Regierung zur Hebung der Viehzucht innerhalb gewisser, genau gezogener Grenzen den Züchtern ihre Unterstützung leihen, um auf diese Weise vielen Irrtümern, die der Verbesserung nur schaden könnten, vorzubeugen. Auf Grund der in obigen Mitteilungen gemachten Erfahrungen hat das Ackerbausekretariat es für richtig befunden, das Staatsgebiet in Zonen einzuteilen, die sich mit der Einrichtung neuer Zuchtstationen stetig vermehren werden. Auf diese Weise werden die Züchter sich leichter der von der Regierung zur Zucht aufgestellten Tiere bedienen können und es werden die Unzuträglichkeiten der langen Reisen vermieden werden, denen die nach der Zentral-Zuchtanstalt „Dr. Carlos Botelho“ in der Hauptstadt gesandten Tiere ausgesetzt waren.

Dieses sind im allgemeinen die Erklärungen, die ich Euer Exzellenz in Bezug auf das anbei mitfolgende Projekt zu machen habe. Der Ackerbausekretär des Staates S. Paulo, gez. A. de Padua Salles.“

Die Bestimmungen des nunmehr unterzeichneten Dekretes Nr. 2091 sind die folgenden:

Artikel 1. Es ist den Züchtern des Staates S. Paulo gestattet, die in den Zuchtanstalten der Zentralstelle „Dr. Carlos Botelho“ und in den Distriktszuchtstätten aufgestellten Rassetiere zu benutzen unter Beobachtung der für diese Benutzung erlassenen Bestimmungen.

Artikel 2. Das Staatsgebiet wird in Zonen eingeteilt werden. Jede Zone erhält eine Zuchtstation. Vorläufig sind die folgenden Distrikte geschaffen,

die aber den Bedürfnissen entsprechend geändert werden können.

Erster Distrikt. Sitz in der Hauptstadt S. Paulo. Verwaltungsbezirk: die Municipien S. Paulo, Palmeiras, Descalvado, Pirassununga, Limeira, Campinas, Amparo, Socorro, Serra Negra, Bragança, Itatiba, Jundiahy, Santos, Sorocaba, S. Roque, Itu, Piracicaba, S. Pedro, Indaiatuba, Mogy-mirim, Mogy-guassu, Mogy das Cruzes, João da Boa Vista, Pindamonhangaba, Guaratingueta, Queluz, Lorena, Capivary, Caçapava, Taubaté, S. José dos Campos, Bananal e Atibaia.

Zweiter Distrikt. Sitz in S. Carlos. Verwaltungsbezirk: die Municipien S. Carlos, Araraquara, Matão, Taquaritinga, Rio Preto, Ibitinga, Pedras, Boa Esperança, Ourado, Rio Bonito, Brotas, Dois Corregos, Jahu, Agudos, Annapolis, Mineiros e Rio Claro.

Dritter Distrikt. Sitz in Barretos. Verwaltungsbezirk: die Municipien Barretos, Bebedouro, Pitangueiras, Jaboticabal e Monte Alto.

Vierter Distrikt. Sitz in Batataes. Verwaltungsbezirk: die Municipien Batataes, Franca, Ituverava, Igarapava, Nuporanga, Jrdinópolis, Sertãozinho, Ribeirão Preto, Cravinhos, S. Simão, Casa Branca, Mococa, Tambau e S. José do Rio Pardo.

Fünfter Distrikt. Sitz in Itapetininga. Verwaltungsbezirk: die Municipien Itapetininga, Faxina, Tatuhy, Tieté, Botucatu, Avaré, Piraju, Santa Cruz do Rio Pardo, Campos Novos, S. Manuel e Lençoes.

Artikel 3. An den Distriktssitzen befinden sich die Zuchttiere, und zwar immer diejenigen, die sich für die betreffenden Zonen am besten eignen. Die Auswahl wird nach zootechnischen Gründen vorgenommen.

Paragraph 1. An dem Sitze eines Distrikts werden Zuchttiere aus einem anderen Distrikt zur Fortpflanzung nicht angenommen.

Paragraph 2. Sobald das Paulistaner Gestüt in Pindamonhangaba fertig eingerichtet und zur Benutzung eröffnet sein wird, sind Pferde- und Esel-Stuten, welche zur Deckung bestimmt sind und aus den an der Zentralbahn liegenden Municipien stammen, dorthin zu senden.

Artikel 4. Um zur Deckung durch die staatlich aufgestellten Beschäler zugelassen zu werden, müssen Mutterstuten die folgenden Bedingungen erfüllen:

- a) absolute Gesundheit;
- b) guter Körperbau und keine Fehler, welche sich forterben könnten;
- c) Pferde- und Esel-Stuten müssen ein Alter von mindestens drei Jahren haben, Kälber 18 Monate alt sein;
- d) Pferdostuten müssen eine Minimalgröße von 1 Meter 40 Zentimeter, vom Wiederrist aus gemessen, aufweisen, und darf der Unterschied in der Größe zwischen ihnen und dem Beschäler 10 Zentimeter nicht übersteigen. Die Größe des Beschälers wird ebenfalls vom Wiederrist aus gemessen;
- e) die Muttertiere müssen ein weites und wohlgeformtes Becken haben.

Artikel 5. Den Direktoren der Zuchtstationen steht das Recht zu, irgendein Muttertier, welches in schlechter Verfassung befindlich befunden wird, als zur Zucht ungeeignet zurückzuweisen.

Artikel 6. Muttertiere, welche einer bestimmten Rasse angehören, können nur durch die Beschäler der gleichen Rasse gedeckt werden. Im anderen Falle steht dem Direktor der Zuchtanstalt des betreffenden Distrikts die Auswahl des am besten geeigneten Beschälers zu.

Artikel 7. Eselhengste werden nur zur Deckung von Eselstuten verwendet.

Artikel 8. Folgende Decktaxen, welche im Vor-

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000 21jhr. Frln. 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Verm., bei den. rasche Heir. mögl., w. s. meld. **L. Schlesinger, Berlin, 18.**

aus zu zahlen sind, gelangen zur Erhebung: a) für Pferde- und Eselstuten 20 Milreis; b) für Kühe und Kälber 10 Milreis; c) für Schafe und Ziegen 2 Milreis; d) für Schweine 2 Milreis.

Einziger Paragraph. Für die in Distrikts-Staats- oder Nationalen Ausstellungen prämierten oder mit ehrenvollen Erwähnungen bedachten Muttertiere ist keine Decktaxe zu zahlen.

Artikel 9. Die zur Deckung bestimmten Tiere können höchstens während der Dauer von 30 Tagen in den Zuchtstätten verbleiben. Für Fütterung und Behandlung werden 10 Milreis für den vollen Monat oder einen Teil desselben berechnet, welche im Voraus zu zahlen sind.

Artikel 10. Für die Aufnahme von zur Zucht bestimmten Muttertieren muß vom Direktor der Zuchtstation vorher eine Erlaubnis eingeholt werden. Ohne dieselbe wird kein Tier aufgenommen.

Artikel 11. Den Direktoren der Zuchtstationen steht das Recht zu, den Besitzern die Muttertiere, nach vollzogener Deckung, zurückzuschicken.

Artikel 12. Die Muttertiere, die güst geblieben sind, können dem Beschäler, ohne von neuem Decktaxe zu bezahlen, zugeführt werden, wenn dies innerhalb drei Monate vom letzten Sprung an gerechnet geschieht.

Artikel 13. In den Zuchtstationen wird den Besitzern der Muttertiere ein Zeugnis ausgehändigt, welches den Namen des Beschälers, seine Abzeichen, Rasse, Herkunft und das Datum der letzten Deckung enthält.

Einziger Paragraph. In den Zuchtstationen liegen Bücher auf, in welchen die Merkzeichen der Muttertiere mit der Bezeichnung des Beschälers, dem sie zugeführt wurden, eingetragen werden.

Artikel 14. Bei Ankunft der Muttertiere in den Zuchtstationen müssen die Papiere, welche ihre Herkunft verzeichnen, vorgezeigt werden.

Artikel 15. Die Besitzer von in den Zuchtstationen gedeckten Muttertieren müssen denselben, bei Strafe des Ausschlusses von weiteren Deckgeschäften, die Geburt der betreffenden Tiere anzeigen, mit Angabe, wie dieselbe verlaufen ist.

Artikel 16. Alle Transport- und andere Spesen, welche die Muttertiere verursachen, gehen für Rechnung der betreffenden Besitzer.

Artikel 17. Die Zuchtstationen sind für die Unfälle und Schäden, die die Muttertiere während ihres Aufenthaltes daselbst erleiden könnten, nicht verantwortlich.

Artikel 18. Die Direktion für die Hebung der Viehzucht kann das Deckgeschäft zeitweilig untersagen, hat dies aber den Interessenten durch besondere Erlasse bekannt zu geben.

Deutschlands Marokko-Aktion.

Seit Wochen ist über die Verhandlungen, die zwischen der deutschen und französischen Regierung geführt werden, nichts bekannt geworden, und angesichts der Unmöglichkeit, ihren Lesern positive Informationen aufzuspüren zu können, hat es der französischen Presse gefallen, sich in Vermutungen zu ergen, die, wie in solchen Fällen jenseits der Vogesen üblich, unter der Flagge „eines alten Diplomaten“ segelten. Haupttrumpf in den Prophezeiun-



gen des „alten Diplomaten“, dessen Adresse selbstverständlich niemals zu finden ist, war die Versicherung, daß England als Sekundant Frankreichs den zu erwartenden Kompensationsforderungen Deutschlands entgentreten werde, ein Umstand, der, wenn er sich bewahrheiten sollte, von weitgehendster Tragweite sein würde.

Die Stimmung an den Börsen in Paris und London war infolgedessen zeitweilig eine äußerst gedrückte. Lloyds, London, weigerten sich, Versicherungen gegen Kriegsrisiko zu schließen, und der politische Horizont war, das mindeste zu sagen, schwer bewölkt. Unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung, die sich durch unverantwortliche Zeitungsschreiber in Frankreich sowohl wie in Deutschland gebildet hatte, war der glatte Verlauf der Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, wie es scheint, in etwas gestört worden, dem britischen Premierminister Asquith gebührt daher Anerkennung und Dank dafür, daß er in einer Rede vor dem Parlament am 27. Juli die Lage geklärt und allen unwahren Behauptungen über die Stellungnahme Englands zur deutschen „Unterhaltung“ mit der französischen Regierung das Haupt abgeschlagen hat.

Mit der Rede des Premierministers Asquith tritt die deutsche Marokko-Aktion dem größeren Publikum gegenüber in eine neue Phase. Sie ist von eminenter Bedeutung und wir bringen daher den Wortlaut der Erklärung. Bei dicht besetztem Hause eröffnete Asquith im Unterhaus die Debatte über das Budget der auswärtigen Angelegenheiten mit der folgenden Erklärung, die er unter tiefem Stillschweigen verlas:

„Vor zwei Tagen habe ich erklärt, daß es bequemer sein würde, wenn ich anstatt auf eine Frage aus dem Hause zu antworten, die Gelegenheit dieser Debatte ergreife, um eine Erklärung über eine Frage abzugeben, die in sehr großem Maßstabe und allgemein die öffentliche Aufmerksamkeit auf alle Fälle erregt, wenn sie sie nicht gänzlich absorbiert. Ich meine die Frage, die im Gebiet der internationalen Politik bezüglich Marokkos entstanden ist. Ich denke, es wird sowohl vom allgemeinen Interesse wie dem Hause genehm sein, wenn ich die Erklärung sofort abgebe, bevor die Debatte begonnen hat. Augenscheinlich ist diese marokkanische Frage auf einem Punkte angelangt, wo sie in wachsendem Maße Schwierigkeiten, Beunruhigung und Besorgnis hervorrufen wird, wenn nicht eine Lösung gefunden wird. Im gegenwärtigen Augenblick zu genau auf die Ursachen und die Vorgänge einzugehen, möchte ich mehr als einem Kreise Beanstandung und Widerspruch herausfordern, was unter allen Umständen vermieden werden sollte. (Beifall). Ich beabsichtige daher, einfach dem Hause darzulegen, welches heute tatsächlich die Lage ist. Zwischen Frankreich und Deutschland sind Besprechungen im Gange. Wir nehmen keinen Teil an diesen Besprechungen. Der Verhandlungsgegenstand mag die englischen Interessen berühren. Solange wir nicht das Endresultat kennen, können wir über diesen Punkt abschließende Meinung ausdrücken. Aber es ist unser Wunsch, daß diese Unterredungen zu einer für beide Parteien ehrenvollen und befriedigenden Vereinbarung führen möchten, von der die britische Regierung aufrichtig sagen kann, daß sie den britischen Interessen in keiner Weise präjudiziert. Wir glauben, daß dies vollständig möglich ist, und hegen den ernstesten und ehrlichen Wunsch, daß es erreicht werden möge. Die Marokkofrage selbst starrt von Schwierigkeiten, aber außerhalb Marokkos, in anderen Teilen von Westafrika, denken wir nicht daran, eine Einnischung in territoriale Abmachungen zu versuchen, die von den näher Interessierten für zweckmäßig erachtet werden. Die Behauptung,

daß wir uns in dieser Weise eingemischt und den Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland präjudiziert hätten, ist tatsächlich eine böswillige Erfindung ohne eine Spur von Begründung. Wir haben es von Anfang an für richtig gehalten, es klar zu legen, daß, wenn eine Vereinbarung der erwähnten Art nicht zustande käme, wir einen aktiven Anteil an der Erörterung der Lage nehmen müßten. Das wäre unser Recht als Signaturmacht des Algecirasvertrages, es könnte unsere Verpflichtung sein nach den Bestimmungen unseres Abkommens mit Frankreich aus dem Jahre 1904 und es könnte unsere Schuldigkeit sein zur Verteidigung der durch die weitere Entwicklung direkt berührten englischen Interessen. Es hat Zeiten gegeben, wo wir nicht sicher waren, wie weit das voll verstanden wurde. Ich freue mich, sagen zu können, daß wir jetzt vollständig darüber beruhigt sind. Die Erklärung, die ich vor mehr als drei Wochen hier abgegeben habe, und die kürzliche Rede des Schatzkanzlers haben es, wie ich hoffe und glaube, vollständig klaggestellt, daß wir keine beherrschende oder überragende Stellung beanspruchen, sondern nur die Stellung einer Partei, die an jeder möglichen Entwicklung und auch daran interessiert ist, daß eine Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten gefunden werde. Nach unserem Urteil würde es ein schwerer Fehler sein und gewesen sein, einer solchen Situation ihren Lauf zu lassen, bis die Geltendmachung unseres Interesses an ihr infolge des vorausgegangenen Stillschweigens Ueberraschung u. Erbitterung hervorgerufen hätte in dem Augenblick, wo die Geltendmachung zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden wäre. (Beifall.) Dagegen haben wir uns, wie ich glaube, durch die bisherigen Erklärungen genügend gesichert.“ Asquith schloß: „Ich wiederhole, daß wir einen erfolgreichen Ausgang der jetzt stattfindenden Besprechungen ernstlich wünschen, und ich möchte im allgemeinen Interesse einen energischen Appell an das Haus richten, bei dem gegenwärtigen Anlaß nicht auf weitere Einzelheiten einzugehen oder eine grundsätzliche Kontroverse zu eröffnen.“ (Lauter allgemeiner Beifall).

Nach der Erklärung des Premierministers erhob sich Balfour, der Chef der Opposition, und sagte:

„Die vorsorgliche und behutsame Erklärung von Asquith erfordert von mir nur wenig oder nichts an Kommentar und nicht das geringste an Kritik. (Beifall.) Asquith hat mit voller Kenntnis der Schwierigkeiten und Verantwortlichkeiten, die mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in einer Krisis wie der jetzigen verbunden sind, den Appell an das Haus gerichtet, keine erregenden Momente in die Debatte hineinzutragen und keine unnötigen Kontroversen zu veranlassen. Soweit ich und meine Freunde betroffen sind, werden die Ansichten des Premierministers dem Geiste wie dem Buchstaben nach befolgt werden. Mitglieder beider Parteien des Hauses haben oft gesagt, daß wir unseren Parteidifferenzen, so heftig sie auch sein mögen, niemals einen Einfluß gestatten da, wo die Interessen des ganzen Landes auf dem Spiele stehen.“

Balfour schloß: „Ich glaube, es hat niemals einen Augenblick gegeben, wo diese Doktrin schwieriger auszuführen war als jetzt, wo die Parteidifferenzen über innere Fragen bitterer und schärfer sind, als sie nach der Erinnerung aller Mitglieder des Hauses je gewesen sind. Was die Opposition angeht, ist diese Doktrin nicht nur in der Zeit aufgestellt worden, wo die Temperatur der Parteidifferenzen eine niedrige und der politische Horizont im Auslande klar gewesen ist. Sie war aufrichtig gemeint und würde getreulich durchgeführt werden. Wenn es irgendwelche Beobachter oder Kritiker außerhalb des Hau-



**Schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registatur ::
Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben**

Verlangen Sie Offerte und Muster von

**Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.**

ses gibt, die auf unsere Streitigkeiten gerechnet haben und darauf, daß wir von unseren bitteren heimischen Zwisligkeiten gänzlich in Anspruch genommen sind, und darauf gehofft haben, daß dadurch eine Politik erleichtert wird, gegen die Großbritannien unter anderen Verhältnissen vielleicht Einwand erheben möchte, wenn es irgendwelche Leute gibt, die annehmen, daß wir von der Karte Europas gestrichen sind, weil wir unsere eigenen Schwierigkeiten zu Hause haben, so sei es diesen Leuten gesagt, daß sie das Empfinden des britischen Volkes und den Patriotismus der Opposition völlig verkennen, ob nun diese Opposition eine liberale oder eine konservative ist.“ (Lauter Beifall).

Die soziale Bewegung in England.

Der Streik der Transportarbeiter in England, insbesondere der Eisenbahnangestellten, wächst sich immer mehr zu einer gewaltigen Machtprobe zwischen dem Unternehmertum und dem Staat einerseits und der Arbeiterschaft andererseits aus. Die Eisenbahngesellschaften lehnen jede direkte Verhandlung mit den Arbeiterdelegierten rundweg ab und sehen der Eröffnung des allgemeinen Eisenbahnerausstandes entgegen. Sie haben sich die Unterstützung der Regierung gesichert. Diese garantiert ihnen den ungehinderten Verkehr auf allen Linien, während die Kompagnien sich anheischig machen, den Verkehr, von einigen Zügen abgesehen, völlig aufrecht zu erhalten. Im Unterhaus kam es deswegen bereits zu heftigen Auftritten. Die Arbeiterpartei griff die Regierung wegen ihrer Einmischung in die sozialen Kämpfe zugunsten der Unternehmer heftig an, namentlich auch wegen der Verwendung von Polizei und Militär gegen die Streikenden. Lord George erwiderte ausweichend, daß die Regierung jedes Mittel studiere, das geeignet sei, den industriellen Krieg zu verhindern oder doch abzuschwächen. Winston Churchill rechtfertigte offen die Verwendung der bewaffneten Macht angesichts der Gewalttätigkeiten der Streikenden. Die konservative Opposition unterstützt die Regierung in dieser Frage.

Unterdessen breitet sich der Streik im Lande mehr und mehr aus. Die Folgen werden in der Handelsstatistik und Verkehrsstatistik Englands für den Monat August 1911 sich zweifellos zeigen. Liverpool, Manchester, Birmingham, Sheffield, Bristol, Cardiff, Rotherham, Hull, Chester, Bath, Glasgow, Avon-

mouth, Woerrington, Stockport und andere Städte stehen unter dem Zeichen des Streiks. Infolgedessen sehen sich bereits die Eisenbahngesellschaften außerstande, ihrem Versprechen entgegen, den lahrplanmäßigen Betrieb aufrecht zu erhalten. Die Regierung hat deshalb alle verfügbaren Mannschaften aus dem Militärlager von Aldershot abkommandiert. Diese Truppen müssen aber nicht etwa die öffentlichen Interessen wahren, für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung sorgen, sondern sie verrichten Streikarbeit, nehmen die Funktionen der Streikenden wahr. Aehnlich ist die französische Regierung vor Jahren beim Eisenbahnerstreik vorgegangen und hat dadurch, daß sie im Streit nicht neutral blieb, den ganzen Staat in die schwersten Erschütterungen versetzt. Damals wurde auch darauf hingewiesen, daß derartige dem allgemeinen öffentlichen Verkehr dienende Unternehmungen gar nicht in die Hände von Privatgesellschaften gehören, sondern verstaatlicht werden müßten, vorausgesetzt, daß der Staat, wie das z. B. in Deutschland zutrefte, zu einer rationellen Geschäftsführung instande sei. Winston Churchill begründet denn auch die Einstellung der Soldaten in den Eisenbahndienst mit der Notwendigkeit, den öffentlichen Verkehr aufrecht zu erhalten, weil das gesamte Wirtschaftsleben ohne einen regelrechten Eisenbahnverkehr gar nicht mehr denkbar sei, die Eisenbahnen seien in erster Linie volks- und staatswirtschaftliche Einrichtungen geworden und erst in zweiter Linie kaufmännische Unternehmungen geblieben. Das Staatsinteresse verbiete es deshalb der Regierung, Neutralität zu bewahren. Sie müsse selbst für den Verkehr sorgen, wenn die Gesellschaften hierzu außerstande seien.

Damit ist nun ein wunder Punkt in der ganzen Bewegung aufgedeckt worden. Der englische Arbeiter genießt das Streikrecht, der englische Beamte, ebenso wie der Beamte in den übrigen Ländern, hat dieses Recht nicht. Die englischen Eisenbahnangestellten sind Bedienstete privater Gesellschaften, sie sind keine Beamten. Es dürfte also aus rechtlichen Gründen die Regierung keine Maßregel treffen, welche die Stellung der Arbeiter im Streike schädigt. Die Verwendung von Truppen gegen Ausschreitungen der Streikenden ist vollkommen in Ordnung. Gewalttätigkeiten sind kein Streikmittel, keine Waffe im friedlichen sozialen Kampf, sondern Ungesetzlichkeiten gelegentlich eines Streikes. Sie haben mit einer Lohnbewegung nichts zu tun. Und den streikenden Arbeitern, die keine Disziplin bewahrten, sondern sich von exaltierten Personen, womöglich gar Polizeispitzeln zu Gewalttätigkeiten hinreißen ließen, geschah ganz recht, wenn sie sich blutige Köpfe holten. Ganz anders aber liegt die Sache bei Verwendung des Militärs für Streikarbeit. Sind die Eisenbahnen öffentliche Einrichtungen, ist bei ihnen das öffentliche Interesse vorherrschend, so darf die Regierung dies nicht erst dann entdecken, wenn die Arbeiter sich wegen der niedrigen Löhne oder der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft oder aus sonstigen Gründen zur Wehr setzen. Ließ sie es geschehen, daß ausschließlich private Gesellschaften den Verkehr besorgen, ließ sie es zu, daß sie ihre Arbeiter zu schlecht bezahlen, zu schlecht behandeln, dann muß sie auch die Arbeiter für eine Besserung ihrer Verhältnisse sich sorgen lassen. Entweder ist der Eisenbahnbetrieb ein öffentliches, staatliches Institut, dann muß die Eisenbahn verstaatlicht werden, dann unterliegen auch die Anstellungsverhältnisse der öffentlichen Kritik und bei Beratung des Eisenbahnetats der Einwirkung der verfassungsmäßigen Volksvertretung; oder die Eisenbahn ist ein privatwirtschaftliches Unternehmen. In diesem Falle muß sich die Regierung

jeder, aber auch jeder Stellungnahme zugunsten oder zum Nachteil einer der beiden Parteien enthalten.

Daß man die Eisenbahnen bald als Privatunternehmen schalten und walten läßt, bald aber, wenn es zum Klappen kommt, sie als Einrichtungen von öffentlichem, staatlichem Interesse behandelt, immer aber zum Nachteil der Arbeiter, das geht denn doch nicht an. Wenn die sozialdemokratischen Abgeordneten die Haltung der englischen Regierung als einen Volksverrat bezeichnen, eine Verletzung der Gesetze, so haben sie völlig Recht. Gegen die Behauptung der englischen Regierung, die Eisenbahnen seien in erster Linie dazu da, öffentlichen Interessen zu dienen, läßt sich gar nichts einwenden. Also dann muß sie die nötigen Konsequenzen ziehen. Und diese bestehen nicht etwa darin, mit der Stellung von Streikbrechern den Arbeitern in den Rücken zu fallen, sondern darauf zu sehen, ob denn die inneren Einrichtungen der Gesellschaften so beschaffen sind, wie es einer öffentlichen Anstalt zukommt, ob insbesondere die Lohn- und Arbeitsverhältnisse derartig gelagert sind, daß die Arbeitsfreude der Angestellten, die gewissenhafte Erfüllung des wichtigen Verkehrsdienstes gesichert erscheint. Wenn schon, denn schon! Dabei muß die Verstaatlichung nicht einmal in der Form erfolgen, daß man die Gesellschaften expropriert. Das ist nur einer der vielen Wege. Er ist hauptsächlich von den deutschen Staaten gewählt worden. Ein anderer Weg ist der, daß man die private Initiative aufrecht erhält, daß man jedoch die Verkehrsregeln, die Anstellungsverhältnisse staatlich regelt und es dem kaufmännischen Geist der Direktoren überläßt, durch möglichst rationellen Betrieb Ueberschüsse zu erzielen. Das ist nicht etwa eine Mopie. Es ist nicht richtig, daß sich Ueberschüsse nur auf Kosten der Arbeiter oder auf Kosten des Handels und Verkehrs erzielen lassen. Wir haben in verschiedenen deutschen, schweizerischen und nordischen Eisenbahngesellschaften das Beispiel, daß die Lohn- und Arbeitsverhältnisse, die Berücksichtigung der Verkehrsansprüche ganz zeitgemäß geregelt sind, wie es der Staat auch nicht besser könnte, und daß die Bahnen gleichwohl eine recht gute Rente geben. In dem dichtbevölkerten, verkehrsreichen England sollte das erst recht durchführbar sein.

Die englische Regierung soll also einmal gründlich nach dem Rechten sehen und prüfen, ob die Lohnverhältnisse auch in Ordnung sind, und sie soll Garantien für die Zukunft schaffen. Arbeiter, Industrie, Handel und Verkehr haben daran gleichmäßiges Interesse. Dann werden auch die fortwährenden Störungen wegfallen. Dann kann der englische und der ausländische mit England korrespondierende Handel erst ruhig kalkulieren. Die englische Regierung würde mit der Beseitigung der Ursachen für die Verkehrsstörungen der gesamten nationalen und internationalen Wirtschaft einen größeren Dienst erweisen als mit der parteilichen Stellungnahme und mit der gewaltsamen Unterdrückung einer akuten Bewegung.

Die Rede des Premierminister Asquith.

Zu der Rede des britischen Premierministers, deren Wortlaut wir gestern brachten, schreibt das meistens sehr zuverlässig informierte „Berliner Tageblatt“: „Der englische Premierminister, Herr Asquith, hat sich nun im Unterhause über die Marokkoverhandlungen geäußert, und seine Rede ist, es nach den Ausführungen der „Westminster Gazette“ das gleich zu sagen, ungefähr so ausgefallen, wie

zette“ und der Reuternote zu erwarten war. Herr Asquith hat jenen Ton stolzen Selbstbewußtseins gewählt, den ein englisches Parlament von einem englischen Staatsmann verlangt und verlangen darf, aber er hat zugleich im Namen Englands „einen erfolgreichen Ausgang der jetzt stattfindenden Besprechungen“ ernstlich gewünscht, und er hat, durch eine klare Umgrenzung der englischen Bedenken und Ansprüche, ein Mißverständnis, das diesen erfolgreichen Ausgang erschweren könnte, aus der Welt geschafft. Seit der Schatzkanzler Lloyd George am 21. Juli gesagt, England dürfe nicht so behandelt werden, „als ob es kein Gewicht im Rate der Völker hätte“, konnte es scheinen, als wäre die englische Regierung geneigt, einem deutsch-französischen Arrangement auch dann entgegenzutreten, wenn die „Kompensationen“ anderswo lägen als im marokkanischen Gebiet. England schien gewissermaßen ein prinzipielles Recht für sich in Anspruch zu nehmen, das Kompensationsobjekt nach Ort und Umfang mitzubestimmen, und es kündigte so gewissermaßen sein Veto für all die Fälle an, wo das „britische Interesse“ irgendwie in Frage kam. Nun ist das „britische Interesse“ bekanntlich ein sehr dehnbarer Begriff, und mit einer solchen Begründung ließe sich jede Lösung der marokkanischen Frage, jede deutsch-französische Einigung verhindern, ließe sich jeder Schritt vereiteln, den Deutschland irgendwo unternehmen will. Das lief auf die Weisung hinaus: „Die Welt ist verteilt, und England wacht darüber, daß nichts getauscht und geändert wird“, und es sah allerdings nach einer Betonung jener „beherrschenden überragenden Stellung“ aus, die England, wie Herr Asquith jetzt erfreulicherweise erklärte, nicht für sich in Anspruch nimmt. Nachdem der Premierminister seine Rede beendet, hat Herr Balfour gesagt, wer auf die innerpolitischen Wirren in England spekuliere, verkenne den Patriotismus der Opposition. In Deutschland liegen die Dinge ganz ebenso.

Die Auffassung, daß England sein Kontrollrecht über die ganze Erde und all ihre verstecktesten Winkel auszudehnen wünsche, wurde durch die Äußerungen und Informationen englischer und französischer Blätter verstärkt, die uns versicherten, die britische Regierung würde auch in der Abtretung eines namhaften Teiles der französischen Kongokolonie an Deutschland eine instatthafte Beeinträchtigung des englischen Interesses sehen. Am 25. Juli, als der englische Botschafter in Paris, Sir Francis Bertie, sich nach London begeben hatte, meldete man aus London dem „Matin“:

„Die Gesichtspunkte des englischen Kabinetts wären nach meinen Informationen folgende: Frankreich muß freie Hand behalten, ein Gebiet außerhalb Marokkos zu suchen, um ein endgültiges Abkommen mit Deutschland in der marokkanischen Frage zu schließen. Falls dieses Gebiet sich gerade bequem an der Grenze Deutschkameruns finden sollte, würde England sich dem nicht widersetzen, unter der Bedingung, daß es sich um eine Abtretung in vernünftigen Grenzen handelt, und daß Frankreich ein sehr umfangreiches Gebiet der Küste, wenn nicht die ganze Küste behält, und daß der belgische Kongo an keinem Punkte Grenzland für Kamerun wird.“

Ähnliches wurde auch in englischen Blättern mitgeteilt, und so bildete sich, wie gesagt, immer mehr jenes Mißverständnis heraus, das Herr Asquith nun aufgeklärt. In absolutem Gegensatz zu jenen „Informationen“ hat der Premierminister im Unterhause gesagt:

„Die Marokkofrage selbst starrt von Schwierigkeiten, aber außerhalb Marokkos, in anderen Teilen

CASA LUCULLUS

Deutsch

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u. Thee-Handlung
Caixa postal 240 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

von Westafrika, denken wir nicht daran, eine Einmischung in territoriale Abmachungen zu versuchen, die von den näher Interessierten für zweckmäßig erachtet werden.“

Das ist alles, was man vom deutschen Standpunkt aus für den Augenblick wünschen und verlangen kann, und diese deutliche Erklärung wird auch nicht durch gewisse Einschränkungen und Vorbehalte, die sich aus der Rede herauslesen lassen, unwirksam gemacht.

Wir haben in der Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich, die mit der Entsendung des Kreuzers nach Agadir begann, immer nur ein willkommenes Friedenswerk gesehen — eine Aktion, die den Zweck hatte, durch eine rein geschäftsmäßige Regelung die peinliche Marokkofrage zu beseitigen und allen Friedensstörern in beiden Ländern dieses Lieblingsthema zu entziehen. Dieses Friedenswerk aber kann, man muß es immer wiederholen, nur dann ein wirkliches Friedenswerk sein, den Hader aus der Welt zu schaffen und die erhofften glücklichen Folgen haben, wenn bei keinem der beiden Völker nach dem Handel ein Gefühl der Enttäuschung und Verärgerung verbleibt. Was die Aufgabe zunächst erschwerte, war, wie gewöhnlich, die Polemik chauvinistischer Blätter, war die unsinnige Begehrlichkeit der alldeutschen Presse hier und die abweisende, heftige, jede Einigung störende Sprache einzelner Preßorgane dort. Aber die Situation spitzte sich erst zu und eine wirklich bedenkliche Wendung trat erst ein als von England her jene berühmte „Warnung“ erklang, als man den Willen Englands als allein ausschlaggebendes Weltgesetz aufzurichten schien. In diesem Augenblick gewann die Angelegenheit, die eine rein geschäftliche hätte bleiben müssen, ein anderes Gesicht, und sie erhielt einen Charakter, der vor allem den französischen Interessen keineswegs zugute kam. Die deutlichen Drohungen, mit denen die deutsche offiziöse oder halboffiziöse Presse jetzt um sich warf, sind ganz und gar nicht nach unserem Geschmack. Aber sie waren immerhin erklärlich und entschuldigbar, weil durch die Haltung Englands aus der geschäftlichen Frage eine Frage des Prestiges geworden war.

Herr Asquith hat sehr viel von den „Schwierigkeiten“, von „Beunruhigung und Besorgnis“ gesprochen, und obgleich niemand die großen Schwierigkeiten erkennen wird, die der Lösung des Problems noch im Wege stehen, so kann man doch finden: Herr Asquith hat ein bißchen schwarz gemalt. Ein nicht geringer Teil der Schwierigkeiten, der Unruhe und Besorgnis verschwindet in dem Moment, wo England in diesen Verhandlungen nicht eine „beherrschende oder überragende Stellung“ beanspruchen will und wo damit die Frage den peinlichen Sinn einer Machfrage verliert. Auch die deutsche Presse kann nun unseres Erachtens einstweilen auf jene „starke“ Methode verzichten, die in einer Unterhaltung über Ehrenfragen nötig sein mag, in einer geschäftlichen Verhandlung aber immer einen fatalen Beigeschmack hat, und nachdem die englische Regierung sich aus der Arena zurückgezogen, kann die Unterredung weit leidenschaftlicher weitergehen. Ob man dabei zu diesem oder jenem Arrangement in Westafrika kommen wird und ob an ei-

ner neuen Information des „Temps“ über eine Herabgabe des deutschen Togolandes etwas Wahres ist, warten wir gern in Ruhe ab. Die große Mehrheit des deutschen Volkes verlangt keinen Triumph, sondern nur ein Resultat, mit dem jede der beiden Parteien sich zufrieden geben kann.

Genau, wie wir die von Herrn v. Kiderlen-Wächter verfolgte Kompensationspolitik nur deshalb im Prinzip — denn über die Einzelheiten der Ausführung wird vielleicht später noch zu sprechen sein — für richtig halten, weil sie der Herbeiführung eines ruhigeren Verhältnisses zu Frankreich und damit dem Frieden dienen muß, genau so schien die Beseitigung des englischen „Mißverständnisses“ auch im Interesse der deutsch-englischen Beziehungen erforderlich. Die verständigen, kühl überlegenden Engländer und die englischen Friedensfreunde, mit denen wir von ganzem Herzen sympathisieren, müssen einsehen, daß zwischen zwei großen Nationen ein freundschaftlicher Verkehr nur auf der Grundlage voller Gleichberechtigung möglich ist, und daß jeder Versuch des einen Volkes, seinen Willen in allen Ecken und Enden der Welt zu diktieren, bei dem anderen Volke eine berechtigte Verstimmung erzeugen muß. Weil uns die guten Beziehungen zu England ungemein wertvoll scheinen, und weil wir ehrlich wünschen, die jetzt entstandene Spannung bald wieder bis auf den letzten Rest beseitigt zu sehen, gehen wir für unser Teil auch über einige Schärpen hinweg, die man in der Rede des Herrn Asquith wohl entdecken kann. Wir stellen das, was die Rede Gutes bringt, in den Vordergrund und halten das andere für rhetorischen Schnörkelschnuck.

Die betrübten Lohgerber.

Wir haben uns an dieser Stelle und in unserem Nachrichtenteile schon öfters mit der Kandidatur des Herrn Rodolpho Miranda für die Staatspräsidentschaft von S. Paulo beschäftigt und dabei stets die Ansicht vertreten, daß die Pseudohermisten mit der Aufstellung jener Kandidatur der Bundesregierung einen schlechten Dienst erwiesen hätten, denn die Bundesregierung hat ein lebhaftes Interesse daran, mit dem Staate S. Paulo wieder die früheren, engen Beziehungen herzustellen, die durch den Kampf um die Bundespräsidentschaft gestört worden sind. Die Kandidatur Rodolpho aber ist das Gegenteil von einer Förderung dieses erwünschten Friedens, sie ist der entschiedenste Schlag gegen die Wiederherstellung der Beziehungen, den man sich denken kann. Die Benennung Rodolpho Mirandas als Parteikandidat erfolgte gegen den Willen der Zentralleitung der konservativen republikanischen Partei, wie deutlich genug aus den zurückhaltenden und sanersüßen Zustimmungstelegrammen hervorging, mit denen die Parteileiter ihre Zustimmung gaben, als man sie vor die vollendete Tatsache stellte. Sie erfolgte auch wider den Willen eines beträchtlichen Teiles der Paulistaner Hermisten, gerade derjenigen, die dem Präsidentschaftsprogramm des Marschalls tren sind und die schon längst ziemlich deutlich von den Pseudohermisten rodolphinischer Färbung abrückten.

Bis zu dem Besuche des Landwirtschaftsministers in S. Paulo schien es jedoch, als wolle die Zentralleitung der Partei sich in die ihr aufgezwungene Lage fügen. Seitdem aber datiert eine Aenderung in der Stellungnahme. Schon während des Besuches, den die Rodolphiner zu einer großen Manifestation zugunsten ihres Kandidaten auszunutzen gedachten, begann die Verstimmung. Weder die Rede, mit der

der offizielle Sprecher des Großen Orients von S. Paulo, ein überzeugter Hermist, den wiedererwählten Großmeister Dr. Pedro de Toledo in der Loge begrüßte, noch der Trinkspruch, den der Senator Herr Urbano dos Santos auf dem Bankett zu Ehren des Ministers ausbrachte, gefielen den Pseudohermisten. Sie konnten ihnen auch nicht gefallen, denn sie waren das Gegenteil von einer Ermutigung. Man war sich, wie es scheint, in Rio inzwischen darüber klar geworden, daß die Kandidatur Rodolpho nicht nur aussichtslos sei — das wußte man schon früher —, sondern sogar nur eine lächerlich geringe Stimmenzahl aufzubringen vermöge. Deswegen aber sich den Weg zu einer Verständigung mit dem mächtigsten Staate der Republik zu versperren, das erachtete man nicht für der Mühe wert. Die Frage war nur, wie Pinheiro Machado und Genossen weiter operieren würden, um die Rodolphiner nach jenem Auftakt vollends kalt zu stellen.

Man muß den Herren bezeugen, daß sie die Operation ganz geschickt ausgeführt haben. Nachdem jene beiden Reden das Alarmsignal gegeben, wurde zunächst der „Commercio de S. Paulo“ ins Treffen geschickt. Dieses Blatt ist bekanntlich das Organ derjenigen Hermisten im Staate, die mit den unentwegten Korruptionspolitikern aus dem eigenen Lager nichts zu schaffen haben mögen, und es hat aus seiner Verurteilung der bei den Leuten der um den „S. Paulo“ gescharten Gruppe üblichen Machenschaften nie ein Hehl gemacht. Dieses Blatt also, das sich intimer Beziehungen zu dem Senator General Francisco Glycerio erfreut und dessen Politik innerhalb des Staates vertritt, veröffentlichte angebliche Erklärungen des Leiters der Kammermehrheit und Bruders des Bundespräsidenten, des Dr. Fonseca Hermes. Herr Fonseca Hermes sollte gesagt haben, daß die Parteileitung sowohl als der Bundespräsident der Kandidatur Olavo Egydio, falls der Paulistaner Finanzsekretär von seinen politischen Freunden aufgestellt werden sollte, sympathisch gegenüberständen und sie fördern würden.

Natürlich konnte nicht ausbleiben, daß Herr Fonseca Hermes von einem Rioblatte über diese angeblichen Aeußerungen interpelliert wurde. Diese Aufgabe fiel der „Folha do Dia“ zu, die bekanntlich auch hermistisch ist. Einer ihrer Redakteure begab sich zu dem Deputierten, der ja als Leiter der Kammermehrheit und als naher Verwandter des Präsidenten über die Stimmung an den maßgebenden Stellen am besten unterrichtet sein muß, und fragte ihn aus. Die Antwort, die er erhielt, war weder Fisch noch Fleisch, wenigstens soweit es sich um das handelt, was in den Sätzen steht. Wenn man freilich auf das achtet, was zwischen den Sätzen zu hören ist, dann bekommt man eine sehr bestimmte Ueberzeugung von der in den leitenden Kreisen herrschenden Stimmung.

Herr Fonseca Hermes sagte, daß sowohl die Partei als auch der Präsident der Kandidatur Miranda alles Gute wünschten, das sei ihre Pflicht. (Also tun sie es nicht aus Ueberzeugung, nicht weil die Kandidatur ihren Wünschen entspricht, sondern weil der Kandidat ihrer Partei angehört und sie aus Gründen der Organisation nicht offen gegen ihn auftreten können!) Er habe nicht gesagt, daß die Kandidatur des Herrn Olavo Egydio gefördert werden würde. Das sei doch ganz ausgeschlossen, da es sich ja um die Gegenpartei handle. Aber natürlich würde der Bundespräsident sich sorgfältig enthalten, gegen diese Kandidatur irgendeinen Druck auszuüben, wie es ihm auch nicht in den Sinn käme, sich zugunsten Herrn Mirandas eine Einmischung zu erlauben. (Das gerade ist es aber, was die Rodolphiner erhofften und womit sie auf den Stimmenfang ausgingen; sind sie doch soweit gekommen,

zu erklären, daß der Sieg ihnen, wenn nicht an den Urnen, so doch dank den Waffen der Bundesarmee sicher sei!) Der Bundespräsident werde absolut über dem Streit der Parteien stehen und in loyaler Weise denjenigen Kandidaten als Staatspräsidenten anerkennen, der aus dem Wahlkampfe durch die Abstimmung des Volkes und die Anerkennung des Staatskongresses als Sieger hervorgehe. (Also nichts von Einmischung!) Allerdings seien alle maßgebenden Stellen der Ueberzeugung, daß die konservative republikanische Partei in S. Paulo nicht über genügend Kräfte verfüge, um der dort herrschenden Partei die Regierung streitig machen zu können, und da die Bundespolitik auf ein gutes Verhältnis zu S. Paulo Wert lege, so erwäge man natürlich, welche Kandidatur der Situationisten der Bundesregierung am genehmsten sei. Da könne kein Zweifel bestehen, daß seitens der Leiter der Bundespolitik die Kandidatur des Herrn Olavo Egydio als willkommen bezeichnet werden müsse, denn Herr Olavo Egydio sei ein tüchtiger Staatsmann, mit dem ein Zusammenarbeiten durchaus möglich sei.

Also gefördert wird die Kandidatur Olavo von der Bundesregierung nicht. Aber angepriesen wird sie in einer Weise, die Herrn Rodolpho Miranda nicht dienlich sein kann. Damit hat die Rechnung der Pseudohermisten von S. Paulo ein großes Loch bekommen. Die pffiffigen Lohgerber, die da hofften, mit Hilfe der Bundesregierung arbeiten zu können, sehen betrübt ihre Felle wegschwimmen. Das geschieht ihnen recht, denn sie ernten nur, was sie gesät haben.

Ueberseeische Postnachrichten.

— Eine Petersburger Zuschrift der „Polnischen Korrespondenz“ bespricht die bedenklichen Symptome unfreundlicher Gesinnung und Mißtrauens zwischen Rußland und China. Bei den sich häufenden Chunchusenüberfällen handle es sich nach übereinstimmenden Berichten um ein anscheinend planmäßiges Vorgehen von organisierten, wohlbewaffneten Horden, die mit Angehörigen des chinesischen Heeres gemischt sind. „Sie überfallen“, heißt es weiter, „ganze Dorfschaften und selbst kleine Städte, fordern Tribute, brandschatzen Ausländer und verjagen sie. Die chinesischen Provinzbehörden unterstützen die Chunchusenbanden nur, um die verhassten Europäer zu vertreiben. Ebenso lassen die Formierungen von Miliztruppen in China, das Auftauchen von Seeräubern in chinesischen Gewässern, die Einschmuggelung von Waffen über die mandschurisch-chinesische Grenze, die fieberhafte Tätigkeit zur Aufstellung neuer Truppenteile alles andere eher vermuten als eine gutartige und freundnachbarliche Auffassung in den führenden Kreisen Pekings. Andererseits bringe man in China die Inspektionsreisen hoher russischer Würdenträger nach dem fernen Osten mit Vorbereitungen Rußlands für den Ernstfall in Zusammenhang. Noch größere Besorgnisse wecken im Reiche der Mitte die von russischer Seite angeordneten Befestigungs- und Sicherungsarbeiten und die beschleunigte Herstellung der Amurbahn sowie der Legung eines zweiten Gleises auf der sibirischen Bahnstrecke. Es sei nicht in Abrede zu stellen, daß man auf beiden Seiten der Zukunft mit offenkundigem Mißtrauen entgegensieht, sich für jede Eventualität vorbereitet, und daß Stimmungen und Zustände dieser Art, je länger sie andauern, eine um so größere Gefahr im Falle des Eintritts einer ersten Wendung der Dinge schaffen.“

— Bei einem schweren, mit Hagelschlag niedergehenden Gewitter, fuhr der Blitz in das Anwesen

des Bürgermeister Lechner von Köpfelsberg in Oberbayern, riß das Dach zum Teil zusammen und fuhr dann durch die Küche ins Wohnzimmer, wo der Bürgermeister mit seinem Sohn und Schwiegersohn vom Blitz getroffen wurden. Zwei der Männer wurden an den Beinen gelähmt, beim dritten fing die Kleidung Feuer, so daß der Mann schwere Brandwunden erlitt. — Ein furchtbarer Hagelschlag hat in der Umgebung von Reutte (Tirol) bis nach Lermos hin, im Tauheimer Tal und im unteren Lechtal außerordentlich großen Schaden angerichtet. Die Schlossen, die einen Durchmesser bis zu sieben Zentimeter hatten, durchschlugen Dachziegel und durchlöcherten sogar Blechdächer. Mehrere Personen wurden verletzt.

— Der Staatsanwalt in Florenz hat in Nizza ein Hochstaplerehepaar verhaften lassen, das in Italien wegen großer Schwindeleien zu schwerer Kerkerstrafe verurteilt worden war. Der Mann ist ein Sohn des verstorbenen Generals Bassanti, die junge Frau die Tochter des englischen Generals Leitenidz. Die beiden hatten sich in Florenz kennen gelernt und geheiratet. In Italien und Frankreich haben sie eine Menge reicher Leute betrogen. Bassanti wurde darauf in contumaciam zu dreieinhalb Jahren, seine Frau zu neun Monaten Kerker verurteilt, was sie jedoch nicht hinderte, in Nizza auf Kosten anderer Leute ein luxuriöses Leben zu führen. Bemerkenswert ist, daß Signora Bassanti nicht nur eine tüchtige Reiterin und Sportliebhaberin, sondern auch eine hervorragende Kennerin der lateinischen und griechischen Sprache ist.

— Das „Militärwochenblatt“ hat vor einigen Wochen gemeldet, daß der bisherige Kommandeur des ersten Leibhusarenregiments Nr. 1 Oberst Clifford Kocq von Breugel zum Brigadekommandeur ernannt worden ist. Er hat das Kommando der 28. Kavalleriebrigade in Karlsruhe an Stelle des Prinzen Max von Baden erhalten, der, wie man weiß, aus dem aktiven militärischen Dienste geschieden ist, um seiner Tätigkeit als Präsident der ersten badischen Kammer seine volle Arbeitskraft zu widmen. Aber während sonst ein Regiment, dessen Kommandeur eine andere dienstliche Verwendung erhält oder in den Ruhestand tritt, sofort neubesetzt wird, würde man vergeblich im „Militärwochenblatt“ einen Nachfolger des Obersten Clifford Kocq v. Breugel suchen. Bekanntlich wird der Kronprinz nach dem Manöver das Kommando der ersten Leibhusaren übernehmen. Bis dahin bleibt das Regiment also ohne Kommandeur — ein Fall, der in Friedenszeiten noch nie dagewesen sein dürfte.

— In Namur entstand ein Fabrikbrand, der einen Schaden von einer Million Francs verursachte. Wie berichtet wird, brach das Feuer in der Teerfabrik des früheren Abgeordneten Tack aus und griff mit rasender Schnelligkeit um sich. Die Fabrik wurde vollständig eingeäschert. Auf die neben der Fabrik liegenden Bahngleise fielen Trümmer und sperrten längere Zeit den Verkehr nach Paris. Die Fabrik war schon einmal vor 22 Jahren ein Raub der Flammen geworden.

— Nach Unterschlagung von 200.000 Kronen sind zwei Kaufleute aus Budapest flüchtig geworden. Die Defraudanten sind der vierzigjährige Kaufmann und Bankdirektor Wilhelm Auspitz und der 33jährige Kaufmann Arnold Wolf. Vermutlich haben sich beide nach Berlin gewandt. Auspitz hat schon früher einmal in Berlin gewohnt. Die Berliner Kriminalbehörden haben alle Maßnahmen getroffen, um die Flüchtigen zu verhaften. Auspitz ist 1,80 Meter groß, breitschulterig und von kränklichem Aussehen. Sein Komplize hat gesunde Gesichtsfarbe. Beide sprechen mehrere Sprachen.

— Mit Hinterlassung bedeutender Wechselschulden ist der 30-jährige Eugrosmilchhändler Richard Zimmermann aus der Swinemünder Straße 17 in Berlin spurlos verschwunden. Zimmermann betrieb dort schon seit Jahren ein Milchengrosengeschäft, das anscheinend gut ging. Trotzdem war die Familie in ständiger Geldnot, da der Mann angeblich kostspielige Passionen hatte. In letzter Zeit wußte sich Zimmermann von mehreren Seiten Geld zu verschaffen, das er aber hoch verzinsen mußte. Die Wechselschulden erreichten bald die Höhe von 50.000 bis 60.000 Mark, so daß Zimmermann schließlich den Kopf verlor. Nachdem er schon wiederholt Fluchtgedanken geäußert hatte, entfernte er sich von seiner Familie, ohne bis jetzt wieder zu ihr zurückzukehren. Der Aufenthalt des Flüchtigen ist unbekannt. Nach Ansicht seiner Frau, die er mit einem Kind in hilfloser Lage zurückgelassen hat, dürfte Zimmermann nicht ganz bei klarem Verstande sein. Er zeigte schon in den letzten Tagen vor seiner Flucht Spuren von Trübsinn. Das Geschäft Zimmermanns ist sofort verkauft worden und wird weitergeführt.

— Vor dem Schwurgericht in Trient fand die Hauptverhandlung gegen Mathilde Bosin geb Dell'Antonio, in Predazzo wegen Verbrechens des Giftmordes am eigenen Gatten statt. Im Alter von 25 Jahren heiratete sie den 60jährigen wohlhabenden Antonio Bosin. Drei Jahre darauf verließ sie ihn unter Mitnahme von 2000 Kronen, um mit einem Landsmann eine längere Reise nach der Schweiz zu unternehmen. Ihr Mann nahm sie wieder in sein Haus; in letzteres zog sie dann ihren Vetter Josef Gabrielli, mit dem sie ein Verhältnis begann. Als ihr Gatte den Gabrielli aus dem Hause jagte, sann sie auf Rache und vergiftete den Gatten, indem sie ihm in Brauntwein aufgelöstes Gift zu trinken gab. Die Versuche, eine Schenkung seines Vermögens, respektive eine Testamentserrichtung zu ihren Gunsten zu erwirken, scheiterten daran, daß Antonio Bosin bewußtlos wurde und starb. Der Gerichtshof verurteilte die Angeklagte zum Tod durch den Strang.

— In Biel erhielt ein junger Italiener in einer Wirtshaft von einer Kellnerin statt einer Flasche Bier eine solche mit scharfer Seifenlauge, die sonst zum Reinigen des Büffetts verwendet wurde. Nachdem auf dem Bauplatz ein Arbeiter aus der Flasche getrunken, verfiel er in heftige Krämpfe und mußte unter schweren Vergiftungserscheinungen ins Spital gebracht werden.

— Der italienische Frauenkongreß bringt eine Ueberraschung nach der anderen. Es wurde die auf dem letzten Kongreß nicht einmal zur Debatte zugelassene Frage der Ehescheidung diskutiert, und zwar in so erschöpfender und kluger Weise, daß die italienischen Männer, insbesondere die Abgeordneten, von den Damen lernen könnten. Am interessantesten war die Rede der Berichterstatterin Signora Bassi, die darauf hinwies, daß Italien und Spanien die einzigen Länder seien, die noch keine Ehescheidung besitzen. Als die Regierung seinerzeit den schüchternen Versuch wagte, so etwas wie eine Ehescheidung vorzuschlagen, inszenierte der Vatikan sofort die sogenannte „Protestpetition“, die größtenteils von Priestern, Mönchen, Nonnen, unwissenden Weibern und kleinen Kindern unterschrieben wurde. Wer war froher als die Regierung, die nun den „Volksprotest“ als Vorwand benutzte, um diese Vorlage fallen zu lassen und dadurch Konflikte mit dem Vatikan aus dem Wege zu gehen. Eine andere Rednerin sagte unter lebhaftem Beifall: „Wenn das Parlament eine Ehescheidung einführt, wird der Ehebruch überflüssig werden.“ Darauf wurde die Tagesordnung bezüglich der Ehescheidung widerspruchslos angenommen.

Wochenschau.

S. Paulo, Donnerstag, den 17. Aug.

Vom Büchertisch. Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit, die Werke eines unserer Geistesheroen in den prächtigen Ausgaben anzuzeigen, die das Deutsche Verlagshaus Bong u. Co. in seiner „Goldenen Klassikerbibliothek“ veranstaltet. Unser Buchgewerbe leistet heute bekanntlich Erstaunliches auf dem Gebiete billiger und doch gut ausgestatteter Klassikerausgaben, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die „Goldene Klassikerbibliothek“ an der Spitze marschirt. Die buchtechnischen Vorzüge sind: großer, klarer Druck, holzfreies, nicht vergilbendes Papier, gediegene und geschmackvolle Einbände, Porträts in Kupferdruck u. Handschriftenproben. Die Bearbeitung hat ein Stab der gediegensten Kenner unserer Literaturschätze übernommen. Jedem Dichter ist ein fesselnd geschriebenes Lebensbild gewidmet, ausführliche Einleitungen und Anmerkungen erleichtern das Verständnis, sorgfältige Register sowie Zeilen- u. Verszählung die Handhabung der Ausgaben. Vor uns liegen diesmal Hauffs Werke, herausgegeben von Dr. Max Drescher, 6 Teile von zusammen 1610 Seiten in zwei vornehmen Ganzleinenbänden zum Preise von nur 3 Mark 50 Pfennig! Es ist geradezu fabelhaft! — Zu den gewaltigen Geistesheroen, deren Schöpfungen wir als etwas bisher Unerreichtes und für alle Zukunft Unerreichbares staunend bewundern, gehört Hauff nicht. Sicherlich gibt es auch sonst literarische Erzeugnisse, die sein Können überragen. Aber der Theoretiker allein ist nicht maßgebend, sondern die Leserwelt hat auch ein gewichtiges Wort mitzusprechen, und unter diesem Gesichtspunkt gebührt Hauff nach wie vor ein angesehenen Platz in der deutschen Literatur. Noch immer bilden seine Schriften einen Teil des national-literarischen Gutes unseres deutschen Volkes, und dessen wollen wir uns freuen. Unsere Kinder werden auch in Zukunft leuchtenden Auges, mit angehaltenem Atem seinen spannenden Märchen lauschen, sein lebensfrohes und lebenswahres, jugendfrisches und ungekünsteltes Wesen, wie es im „Lichtenstein“ oder in den „Memoiren“ zum Ausdruck kommt, wird auch fernerhin unserer Jünglinge Herz erfreuen, und selbst der literarische Feinschmecker kann, wenn er nur Hauffs Gaben aus dem Geiste ihrer Zeit heraus und unter Berücksichtigung des Alters des Dichters bewertet, den „Phantasien“ und einzelnen Novellen die Anerkennung nicht versagen. Man darf ja nie außer Acht lassen, daß „der Götterliebbling“, wie Haug ihn einst nannte, im Alter von kaum 26 Jahren dahingegangen ist. Was er in den wenigen Jahren, die ihm zu wirken vergönnt war, geschaffen hat, das ist bedeutsam genug, um erhalten zu bleiben. Mögen seine Werke, die uns hier in so würdiger Form geboten werden, das Andenken an den „ewig strebenden Jüngling“ im Herzen unseres Volkes nie verlöschen lassen!

Karl Schönherr's Name ist in aller Munde, seit seine Szenenfolge „Glaube und Heimat“ das Ereignis der Theatersaison geworden ist. Bei uns hier hat das Werk nicht gezogen, weil es nicht hielt, was man uns von ihm versprochen hatte, und weil auch die Darstellung von Seiten des „Deutschen Theaters in Südamerika“ nicht das Letzte aus der Dichtung herauszuholen vermochte. Das darf uns aber nicht verleiten, Schönherr gering zu schätzen. In mancher Szene des Bühnenwerkes hat er gezeigt, daß er etwas kann. Und wenn man die Skizzensammlung „Aus meinem Merkbuch“ durchblättert, die er „Glaube und Heimat“ folgen ließ, so wird man un-

schwer erkennen, daß er wirklich ein Gestalter ist. Es sind Bilder aus dem Tiroler Leben, die Schönherr uns vorführt, knapp angelegt und in markigen Strichen gezeichnet, kleine Kunstwerke, die die Hand des Meisters kennen lassen. „Der Hirt“, „Die erste Beicht“, „Der Ehrenposten“, „Die Mutter“ und „Raufer“ erscheinen uns ganz besonders gelungen. Wir werden Gelegenheit nehmen, eine der Geschichten zum Abdruck zu bringen, um unseren Lesern ein Bild von der Art der Sammlung zu geben, und empfehlen das „Merkbuch“, das bei L. Staackmann in Leipzig erschienen ist und broschirt 3 Mark kostet, allen Freunden gediegener Lektüre angelegentlich.

Von ganz anderem Charakter als diese kurzen, derben Geschichten ist Hermann Hesses neuester Roman „Gertrud“ (Verlag von Albert Langen in München, Preis 4 Mark). Hesse ist durchaus Schwabe, während Schönherr durchaus Tiroler ist. Man darf daher kräftige Derbheit nicht von ihm erwarten, aber dafür bietet er des Innigen und Zarten die Fülle. Sein Erstlingswerk, der „Peter Camenzind“, hat bereits einen vollen literarischen und buchhändlerischen Erfolg errungen, und mit Recht. Er gehört mit zu dem Harmonischsten und Musikalischsten, was die deutsche Prosadichtung der letzten Jahrzehnte geschaffen hat. Der nächste Roman „Unterm Rad“, hat nach unserem Empfinden nicht alles gehalten, was der Erstling versprach; sein Schluß ist nicht genügend begründet und darum unglaublich. Doch bewährte Hesse in den vorhergehenden und folgenden Novellen, die zum großen Teil in der bei Albert Langen herausgegebenen Zeitschriften „März“ erschienen sind, seine Meisterschaft. Es sind wahre Perlen darunter. Der Roman „Gertrud“ wurde, ehe er in Buchform erschien, in „Velhagen und Klasings Monatsheften“ veröffentlicht. Er steht seinem Wesen nach den „Ich-Novellen“ des Dichters am nächsten, mit denen er auch die äußere Form teilt.

Im Anfang steht die Freundschaft zwischen sehr verschieden gearteten Männern, in der Mitte wirbt zweierlei Liebe um die Eine: Gertrud, und am Schluß hat der Tod Gatten wie Freunde getrennt; doch milde Weisheit erhebt sich aus Kämpfen, Schmerz und Trauer. — Im Grunde ist dieser Roman weniger die Geschichte Gertruds als dessen, der sie uns in der Ichform erzählt, des Musikers Kuhn; doch jene edle Frauengestalt ist diesem „nicht nur ein großes Stück Erleben und Schicksal“, sondern steht ihm „auch als Stern und hohes Sinnbild über allem“. Und das verstehen wir, da wir sie selbst lieben lernen, und geben so dem Dichter recht, wenn er sein Werk auf den „lieben Frauennamen“ tauft. — Es ist kein gewaltiges Schicksal, das uns darin geschildert wird, doch ein in sich kraftvolles; und mit bewährter Meisterschaft gestaltet Hermann Hesse auch hier das Auf und Ab tiefer Gefühle und Erlebnisse, die dem ernsten, äußerlich schlichten, ehrlichen und doch glückarmen Leben des fußlahmen Musikers die innere Bewegtheit und Fülle verleihen. Die Liebe zu Gertrud ist das große Ereignis seines Daseins, und dieses führt den fast vernichtenden Schmerz im Gefolge, daß nicht er, sondern sein Freund, der Sänger Mnoth, sie gewinnt. Doch der gleichzeitige Tod seines Vatersbürdet ihm Pflichten auf, die ihn vor dem letzten Schritt zurückhalten; und seine Tage verlaufen von da ab ruhig, arbeitsam und erfolgreich — bis Gertruds Schicksal sich in einer Weise wendet, die selbst er, der längst ihr Unglück kannte, nicht geahnt hat. Bei ihrem Gatten, dem Freunde Mnoth, erlebt er einen seltsam feierlichen Gedenktag an sie, die bei ihrem Vater weilte und noch nicht wieder stark genug ist, zurückzukehren, und an vergangene glückliche Tage; in der Nacht darauf beschließt Mnoth sein Leben und erfüllt damit die Tragödie

Weltverein

Jedem nützlich! Keine Aufnahmegebühr!

Prospekte von der

Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

zweier Menschen, die vor Liebe nicht voneinander können und sich dennoch peinigend müssen. — In der Freundschaft, die sie am Anfang verband, sehen die einsame Frau und Kuhn sich fernerhin täglich, doch die ab und zu auf alte verbotene Wege abirrenden Gedanken verschreckt er, weiß er doch Gertruds Antwort schon im voraus, und „daß an seinem und ihrem Leben nichts mehr zu korrigieren“ ist. Und still gehen die Jahre weiter . . .

Mit dieser kurzen Inhaltsangabe ist freilich die innere Fülle des Werkes kaum angedeutet, geschweige denn erschöpft. „Gertrud“ ist keine leichte Lektüre für flüchtige Stunden, sondern ein Buch, das man mit Sammlung lesen muß, wenn man seine Schönheiten und Feinheiten ganz genießen will. Es singt und klingt darin von verborgenen Melodien, nicht stürmisch, freudig, erobernd, sondern resigniert, klagend, verzichtend, doch darum nicht minder ergreifend und minder schön. Dr. B.

— Die Präfektur wird das Anwesen Nr. 5 an der Rua Marechal Deodoro von dem Besitzer Dr. Amador da Cunha Bueno um 160 Contos ankaufen.

— Vom 20. August ab werden die Fahrpläne für die Straßenbahnlinien nach Lapa und Perdizes abgeändert. Ferner laufen vom nächsten Sonntag ab die Wagen nicht mehr durch die Rua Onze de Junho und Sete de Abril. Die Linien Barra Funda, Hygienopolis und Duque de Caxias werden vielmehr ganz durch die Rua Barão de Itapetininga und die Praça da Republica geführt.

S. Paulo, Freitag, den 18. Aug.

Feier des Geburtstages Sr. Majestät Kaisers Franz Joseph. Gestern abend hatten sich die Mitglieder der slawischen Vereine „Slavia“ und „Socol“ im großen Saale des Restaurants von Herrn Kossuta zu einer Vorfeier des Geburtstages Kaisers Franz Joseph versammelt, an welcher auch der k. n. k. Konsul, Herr von Remy Berzencovics, teilnahm. Der geräumige Saal war geschmackvoll mit Guirlanden geschmückt. Die Büste Sr. Majestät war, von der österreichischen Fahne drapiert, aufgestellt. Zahlreiche Mitglieder und Gäste der Vereine hatten im Saale Platz genommen. Pflege von Geselligkeit, Sport, Musik ist die Devise der Vereinigungen und wir müssen konstatieren, daß es den Bestrebungen der Vorstände vollkommen gelungen ist, das gesetzte Ziel zu erreichen. Eine Kapelle, die „Tambouriza“, welche aus den Mitgliedern hervorgegangen ist, leistete unter ihrem Dirigenten Erstklassiges. Sie ist in ihrer Zusammensetzung hier etwas Neues, da die Instrumente eine Eigenart der kroatischen Bevölkerung sind, ein Mittelding zwischen Mandoline und Gitarre. Zuerst ergriff Herr Dr. Walter Seng das Wort, um den Vertreter des Reiches, der erst vor kurzem hierher berufen ist, namens der Kolonie zu begrüßen. Der Redner gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß es dem Herrn Konsul angesichts des zahlreichen Besuches möglich sei, gleich mit der großen Mehrheit der Kolonie in engere Fühlung zu kommen. Er schloß mit einem Hoch auf den k. u. k. Konsul. Der Herr Konsul wies darauf in längerer Ansprache auf die Gastfreundschaft Brasiliens hin, die auch dem Fremden den gleichen Schutz wie dem Einheimischen gewährt, er charakterisierte den Reichtum dieses von der Natur so bevorzugten Landes und forderte die Anwesenden auf, dem Ober-

haupte dieses großen Reiches ein Hoch zu bringen. In weiterer Ausführung seiner Rede gedachte er des Zweckes dieses Festes und gab der Versicherung Ausdruck, daß die Ehrfurcht vor der Gestalt des Monarchen, die Liebe zu dem angestammten Herrscher und Reich alle Parteilichkeit ausschliesse und daß jeder Oesterreicher, welchen Stammes er auch sei, den Geburtstag seines Kaisers mit dem Wunsche feiere, Gott möge den Herrscher so vieler Millionen zum Segen des eigenen und anderer Länder noch recht lange gesund erhalten. Das Kaiserhoch wurde begeistert aufgenommen und die von der „Tambouriza“ gespielte Nationalhymne stehend angehört. Der Abend verlief unter schönster Harmonie. Mitternacht war längst vorüber, als sich die letzten verabschiedeten. Wir wünschen den Vereinen weitere Erfolge auf der beschrittenen Bahn.

Heute findet anläßlich des Geburtstages Sr. Majestät eine Messe statt. Von 12 bis 1 Uhr nimmt der Herr Konsul im Konsulatsgebäude die Glückwünsche zum Geburtstage des Kaisers entgegen.

— Der fabelhafte Fortschritt S. Paulos ist u. a. an Hand der städtischen Einnahmen für Wasserzins, an Grundsteuer usw. gezeigt worden. Auch die Bundeseinnahmen bestätigen nun die Entwicklung unserer Stadt. Das hiesige Bundessteueramt hat die Verbrauchsabgaben bis Ende 1910 statistisch zusammengestellt. Seit Anfang 1905 nahm der Bund allein in S. Paulo 41.039:708\$356 ein. Die Einnahmen im Jahre 1910 allein betragen fast 8 Millionen, nämlich 7.909:603\$922. In diesen 6 Jahren haben 844 Fabriken und gewerbliche Betriebe 5397 Patente eintragen lassen.

— Der polizeiliche Rettungsdienst wird immer mehr ausgebaut. Der Justizsekretär Dr. Washington Luiz engagierte bereits 4 Aerzte, die Herren Alfredo de Castro, Raul Frias de Sa Peixoto, José Luiz Guimarães und Antonio Ferreira França Filho als neue Polizeiärzte. Jeder erhält monatlich 800 Milreis, Herr Dr. Alfredo de Castro, der als Leiter der neuen Einrichtung ansersehen ist, bekommt 850 Milreis monatlich. Auch die nötige Anzahl von Krankenschwestern mit einem Monatsgehalt von 150 Milreis wird noch angestellt. Im Zentralpolizeigebäude werden zwei Säle für die Aerzte hergerichtet. Die jetzigen Inhaber der Räume werden in das Nachbarhaus einquartiert. Die 4 Herren Aerzte hatten bereits mit dem Staatssekretär der Justiz eingehende Besprechungen über den möglichst zweckmäßigen Ausbau des neuen Rettungsdienstes. Sie werden auch statt der Polizeiärzte den Krankendienst im Staatsgefängnis mit versehen. Da nun im Etat die neuen Stellen noch nicht vorgesehen sind, reichte der Abgeordnete João Sampaio am Mittwoch, den 16. August, im Kongreß einen Gesetzesantrag ein, der die nötigen Nachtragskredite eröffnet. In kurzer Zeit wird also S. Paulo eine musterhaft ausgebaute soziale Einrichtung besitzen. Schritt für Schritt rückt unsere Stadt nicht nur der Größe und Einwohnerzahl nach, sondern auch ihrer Verwaltungsorganisation nach in die Reihe der wirklichen Großstädte ein. Damit erwerben sich die beteiligten Kreise bei den Fremden hier und auch im Auslande Achtung und Ansehen.

— Der öffentliche Verkehr in S. Paulo hat in den letzten Monaten eine bemerkenswerte Umgestaltung erfahren. Die Companhia Auto-Transportes und andere Unternehmungen haben den Autolastverkehr eingeführt, der sich sehr schnell einbürgerte. Bedenkt man, daß die Lastwagen die zwanzig- bis dreißigfache Leistungsfähigkeit einer zweirädrigen Karosse besitzen, daß sie überdies weit schneller verkehren als diese und die Tagesleistung noch bedeutend größer ist, als die von 30 Karossen, ferner, daß die Auto-Wagen mit wenig Leuten arbei-

ten und ihren Besitzern größere Unabhängigkeit vom Arbeitspersonal gewähren, so kann der Erfolg gar nicht überraschen. Die Gesellschaft wird denn auch in nächster Zeit weitere 14 Transportwagen in Dienst stellen. Ein weiteres Verkehrsmittel wird nunmehr eingeführt, der Automobilmnibus, in London, Berlin, Paris einfach Autobus genannt. Ein Automobil für Massenverkehr läuft schon hier. Diese Autobusse sind aber z. B. in Berlin gewaltige Gefährte, die im Wageninnern und oben auf dem Dach eine große Anzahl von Passagieren aufnehmen können und sehr sicher laufen. Die neuen Autobusse werden bereits in Santos erwartet. Die hohen Preise der Light and Power und die geringe Rücksichtnahme dieser Gesellschaft auf das Publikum, fordern geradezu zu einer solchen Konkurrenz heraus.

— Die Einwohner von Agua Branca wehren sich gegen die Verschlechterung des Straßenbahndienstes, weil die Light and Power statt zweier Linien mit 18 Minuten Abstand nur eine Linie durch die Rua S. João mit 20 Minuten Abstand betreiben will. Sie verweisen insbesondere auf den großen wirtschaftlichen Schaden, der ihnen durch die Aenderung und Verkehrsverschlechterung entstehen wird. Die Stadtverwaltung dürfte es sich nicht nehmen lassen, die Fahrpläne ständig zu kontrollieren und Aenderungen daran von ihrer vorherigen Einwilligung abhängig zu machen. Solange ein solches Recht bloß auf dem Papier steht, nützt es niemandem.

— Die Associação Commercial de S. Paulo hat sich in einem dringenden Telegramm direkt an den Finanzminister in Rio gewandt und ihn um Abstellung der Mißbräuche bei der Beaufsichtigung des Schmalz- und Butterhandels gebeten. Wir haben über diese Mißbräuche wiederholt berichtet und sind gespannt, ob der Handel von S. Paulo nunmehr zu seinem Rechte kommt und wie er für den bisher entstandenen Schaden Ersatz bekommt.

— Der Mangel an guten Straßen zeigt sich zunächst bei den Einnahmen der Eisenbahnen. Wenn die Zufuhrstraßen fehlen, dann wird sich natürlich der Güterverkehr auf den Bahnen nur in beschränkten Grenzen halten. Die Bahn wird nicht gedeihen, ebensowenig wie ein Baum, der zwar starke Pfahlwurzeln in das Erdreich sendet, aber ohne Saugwurzeln bleibt. Die Argentinier haben dies längst erkannt. Sie haben als praktische Leute durch die Lex Mitre eine Steuer von 3 Prozent auf den Reinertrag der Eisenbahnen gelegt und diese Steuerummen werden zum Ausbau guter Straßen und zur Verbesserung der vorhandenen aufgebraucht. Langsam aber sicher bekommt man so in Argentinien neben dem Eisenbahn- ein gutes Straßennetz. Bei der Entwicklung des Automobilverkehrs macht sich diese Verbesserung zunächst geltend. In Brasilien werden die Bahnen mit unverhältnismäßig großen Landzuweisungen ausgestattet oder sie erhalten erdrückende Zonenprivilegien. Es müßte damit die Verpflichtung verknüpft werden, diese Ländereien auch zu erschließen, damit die Bahn nicht nur ein Mittel bleibt, die betreffende Gegend auszusaugen, sondern sie auch wirtschaftlich zu heben. Wer eine Kuh tüchtig ausmelken will, muß sie gut füttern. Das Straßenproblem wird jetzt wieder zeitgemäß, nachdem die Paulistabahn auf die Notwendigkeit neuer Straßen im Westen hingewiesen hat und in einer Eingabe an den Staatskongreß sich bereit erklärte, 200 Contos für die Arbeiten beizuschließen. Dieser Vorschlag ist aner kennenswert. Doch hätte die Gesellschaft, welche den Hauptnutzen haben wird, ruhig 2000 Contos setzen dürfen. Wir werden auf die interessanten Darlegungen der Gesellschaft noch zurückkommen.

— Das Hüttenwerk in Ipanema, eine große, dem Bunde gehörige Besitzung mit ausgedehnten Wäl-

dern und ziemlich bedeutenden Eisenerzlagern, wird nunmehr, nachdem es schon längst eingeschlafen ist, wieder, wie schon früher einmal, in eine — Kaserne umgewandelt. Der General Ferreira da Abreu besichtigte die Gebäulichkeiten, welche für das 4. Artilleriebataillon eingerichtet werden.

S. Paulo, Sonnabend, den 19. Aug.

— Mit einem von der Bundesregierung in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellten Sonderzuge kamen gestern nachmittag um 5¼ Uhr die Herren General der Infanterie z. D. Freiherr Georg von Gayl und Dozent der Nationalökonomie Dr. Karl Wagemann vom Kolonialinstitut in Hamburg hier an. Im Auftrage des Landwirtschaftsministers begleitete sie Herr Dr. Carlos de Araujo, Bibliothekar des Ministeriums, und im Auftrage des Verkehrsministers ein Ingenieur der Zentralbahn. Auch unser Rio-Redakteur nahm, einer Einladung des Ministers Folge leistend, an der Fahrt teil. Auf dem Bahnhofe hatten sich zur Begrüßung der Kaiserlich Deutsche Konsul, Herr Dr. von der Heyde, der Adjutant des Staatspräsidenten, Capitão Arthur de Godoy- und der Kabinettsbeamte des Ackerbausekretärs Dr. Aristides Pompeu do Amaral eingefunden. Die Herren nahmen im Grande Hotel Wohnung und folgten abends einer Einladung des Herrn Konsuls von der Heyde. Heute vormittag um 10 Uhr begaben sie sich zur Besichtigung des Staatsmuseums nach Ipiranga, wo sie von Herrn Direktor Dr. von Jhering empfangen und durch die Sammlungen geführt wurden. Der Besichtigung hatte sich auch Herr Justizrat Dr. Lehmann angeschlossen. Die Herren waren des Lobes voll über die mustergültige Anordnung und die Reichhaltigkeit der Sammlungen. General Freiherr von Gayl erklärte es als anerkennenswert, daß ein noch mit seiner wirtschaftlichen Organisation beschäftigter Staat wie S. Paulo doch die Pflege der wissenschaftlichen Forschung nicht vernachlässige. Nach seinen auf vielen Reisen in deutschen und außerdeutschen Kolonialgebieten gemachten Erfahrungen ist es von großem, für die Wissenschaft fast unersetzlichem Wert, wenn in Ländern, in denen die vordringende Besiedelung die ursprüngliche Natur schnell unwandelt und zurückdrängt, die systematische Erforschung der Fauna und Flora und die ethnographische Beobachtung möglichst zeitig und mit anreichenden Mitteln aufgenommen wird. Er beglückwünschte den Staat S. Paulo und Herrn Direktor Dr. von Jhering zu dem Museum, dem er eine stete Entwicklung wünschte. Nachmittags erledigten die Herren die Besuche bei den Staatsbehörden und fuhren alsdann nach Butantan zum Besuch des Serumtherapeutischen Instituts. Ueber den morgigen Tag ist vorläufig noch nicht disponiert. Am Montag soll Santos besucht werden. Auch wünschen die Herren eine Kaffee-fazenda und eine Staatskolonie zu sehen. Die Weiterreise wird sie nach dem Staate Parana (Bundeskolonien und Curityba) und über Paranagua nach Florianopolis, S. Francisco, Joinville, Blumenau, der Hansa, Rio Grande, Porto Alegre und von dort in die Kolonien von Rio Grande do Sul führen. General Freiherr von Gayl fährt dann weiter nach den Nachbarrepubliken und nach der Westküste, während Herr Dr. Wagemann nach Rio zurückkehrt, um zunächst nach den Nordstaaten zu gehen und alsdann zu längerem Aufenthalt nach S. Paulo zu kommen.

— Von ihrem Ausflug ins Innere unseres Staates, den sie in Begleitung des Herrn Otto Specht, Chefs der Bibliotheks- und Publikationsabteilung des Ackerbausekretariats unternahmen, sind gestern die Herren Dr. Hugo Arens und Gebrüder Willner, Nef-

fen des bekannten österreichischen Großindustriellen Arthur Krupp-Berndorf, zurückgekehrt. Die Herren besuchten Piracicaba und die Landwirtschaftsschule, Campinas und die Kolonie Campos Salles, die Güter Santa Gertrudes, Santa Veridiana, der Familie Prado gehörig, Monte Alegre, Eigentum des Herrn Francisco Schmidt, Palestina mit der Zuchtstation für Caracu-Vieh, Eigentum des Herrn Arthur Diederichsen, und endlich die Kolonie Nova Odessa. Heute wollen die Herren die Zentral-Zuchtstation Carlos Botelho und das Einwandererheim, morgen das Serum-therapeutische Institut in Butantan besuchen.

— Gestern besuchte uns der Vertreter einer sehr bedeutenden Firma in Bahia und legte uns Dokumente vor, welche ein hübsches Kulturbild entrollen. Die große Firma hatte dringende Verschiffungen nach Rio vorzunehmen, es gelang ihr aber nicht die Frachten anzubringen, weil — der Bundespräsident zu Besuch da war und längere Zeit hindurch wegen der „Festtage“ keine Verschiffungen angenommen wurden. Fremde Schiffe dürfen bekanntlich wegen unseres vortrefflichen Küstenschiffahrtsgesetzes keine Waren nach einem anderen brasilianischen Hafen annehmen, ausgenommen Tiere und leicht verderbliche Waren. Die einheimische Schifffahrt stellt aber einfach ihren Dienst ein, wenn der Präsident auf Reisen geht. Sie muß Feste feiern, hat für den Verkehr nichts mehr übrig, wenn sie einige Schiffe zu einer solchen monatelang vorbereiteten Extratour geliefert hat. Eine reine Ironie ist es, daß der Marschall Hermes selbst unermüdlich an der Hebung des Verkehrs, überhaupt der ganzen wirtschaftlichen Lage Brasiliens arbeitet, und zwar ernstlich und ehrlich, ohne Rücksicht auf Lob oder Tadel — man vergleiche nur seine ungeschminkte Darstellung der finanziellen Lage Brasiliens — und daß gerade seine Bestrebungen von den Byzantinern unter seinen eigenen Augen durchkreuzt werden. Die Byzantiner werden es auch fertig bringen, daß der Präsident von all den Vorgängen im Lande, welche Handel, Verkehr und Arbeit immer und überall hindern, nichts erfährt. Ein Skandal ohne Ende.

— Herr Nicolau v. Hütschler, der unermüdliche General der Comp. Antarctica Paulista, wird unserer Stadt eine neue Attraktion verschaffen. Sobald die Rua das Palmeiras bis zum Antaretipark fertiggestellt und dem Verkehr mit Autos und Equipagen zugänglich sein wird, finden im Park große Umbauten und Neubauten statt. Es wird ein elegantes Nachtlokal geschaffen mit glänzend eingerichteten Restaurant und einer Bar. Eine Bühne für Vorträge von Sängerinnen und für Konzerte ist ebenfalls vorgesehen. So wird der Lebewelt von S. Paulo nach dem Besuch von Theatern, Reunionen etc., noch ein weltstädtisches, feenhaft beleuchtetes Vergnügungsetablisement zur Verfügung stehen. Das Bedürfnis nach einem derartigen Unternehmen besteht zweifellos.

— Hier ist Herr Charles de Leitapès, der Vertreter der Caisse Générale de Preto Fronciers et Industriels in Paris, eingetroffen. Pariser Großbanken haben mit einem Kapital von 25 Millionen Franken und dem Recht, weitere 75 Millionen an Obligationen auszugeben, dieses Finanzinstitut zu dem Zweck gegründet, in Brasilien alle möglichen Finanzgeschäfte vorzunehmen. Industrie, Handel, Landwirtschaft, Terrainspekulationen, Lombardgeschäfte, Anleihen für Staat, Municipien, Gesellschaften, Bildung von Trusts, Eisenbahngesellschaften, kurzum alles Erdenkliche hat sich das Unternehmen zum Ziel gesetzt. Ständiger Vertreter in S. Paulo ist Hr. Dr. Antonio C. Melchert.

— Der abgeänderte und ergänzte Vertrag mit



Es ist bekannt, daß alle Deutsche bei längerem Aufenthalt im Ausland ein wahrer Heißhunger nach deutschen Gemüsen befallt, für die die köstlichsten fremden Bodenerzeugnisse keinen Ersatz zu bieten vermögen. Ihnen kann nicht dringend genug geraten werden, sich durch eine Hamburger Export-Firma eine Sendung Dörngemüse von C. H. Knorr in Heilbronn a/Neckar kommen zu lassen, die neben ihren weltberühmten Suppentafeln, Erbswürsten und dergl. speziell für den Export nach den Tropen bestimmte, durchaus haltbare Dörngemüse in allen Sorten herstellt. Die Knorr'schen Präparate sind überall von geradezu unschätzbarem Nutzen.

Herrn Souquier A. Daniel, der in S. Paulo ein großes, modern eingerichtetes Hotel bauen und betreiben will, wurde vom Ackerbausekretariat genehmigt. Ebenso soll ein erstklassiges völlig modernes Strandhotel bei José Menino und der Insel Urubucicaba, im Munizip Santos, errichtet werden. Die Pläne und Verträge des Unternehmers Julio Conceição wurden gleichfalls genehmigt.

— Das Augustheft von Vellhagen u. Klasings Monatsheften (Herausgeber: Hanus von Zobelitz und Paul Oskar Höcker) bringt eine künstlerisch sehr interessante Uebersicht über die hervorragendsten Gemälde und Plastiken, die in Rom auf der internationalen Kunstausstellung zu sehen sind. Hans Rosenhagen ist der Verfasser des klugen, knappen und doch übersichtlichen Textes, der die Reproduktionen dieser zahlreichen Kunstwerke begleitet. Mehrfarbig reproduziert sind in demselben Heft Werke von Velasquez und die reizenden Landschaften von E. L. Pleiß, die zu dem Aufsatz „Burg Persen und die Deutschen im Machino“ gehören. Dem Kunstgewerbe ist ein reichillustrierter Aufsatz von Georg Buß gewidmet über Schmiedekunst. Aus vielen Gebieten, die aktuelles Interesse besitzen, sind in diesem Augustheft außerdem Beiträge hervorragender Kräfte vereinigt: Die „Kavallerie des Meeres“ — Kreuzer und Torpedos — behandelt Korvettenkapitän Waldeyer, Erinnerungsblätter an Bayreuth veröffentlicht Prof. Doepler, Die Römische Goethe-Ausstellung bespricht Hans Barth. Mit Romanen, Novellen und feuilletonistischen Studien sind vertreten: Viktor v. Kohlenegg, Marthe Renate Fischer, Agnes Harder, Walter v. Molo und Ida Boy-Ed. Für den im September beginnenden neuen Jahrgang kündigt das Augustheft die neuesten Werke von Rudolf Hans Bartsch, Paul Heyse, Edmond Rostand, Ludwig Fulda und Rudolf Herzog an.

S. Paulo, Montag, den 21. Aug.

— Die Herren General Freiherr von Gayl, Dr. Wagemann und Justizrat Dr. Lehmann besuchten am Sonnabend nachmittag in Begleitung des Herrn Dr. Carlos de Araujo und des Kaiserlich Deutschen Konsuls, Herrn Dr. von der Heyde, das Serum-therapeutische Institut in Butantan. Sie wurden dort von dem Direktor des Instituts, Herrn Dr. Vital

Brasil, empfangen. Herr Vital Brasil erklärte den Herren eingehend das Verfahren zur Gewinnung des Serums gegen Schlangenbiß und wollte ihnen auch den Kampf der Mussurama mit einer Giftschlange vorführen. Die Kannibalin hatte aber in den letzten Tagen bereits zwölf ihrer giftigen Schwestern verzehrt und war nicht zur Einnahme weiterer Nahrung zu bewegen. Besonderes Interesse erregte auch der „Schlangenpark“. Die Herren waren des Lobes voll über die mustergültige Einrichtung des Instituts.

— Es ist knapp ein Jahr her, da wurde unsere deutsche Kolonie durch die Nachricht überrascht, es habe sich unter dem Namen „Schulhausbau-Stiftung S. Paulo“ ein Verein gegründet, der es sich zur Aufgabe setze, der deutschen Vereinsschule ein neues Heim zu beschaffen. Das Schulgebäude in der Rua Florencio de Abreu, ein für Schulzwecke ohnehin wenig geeignetes Privathaus war ja schon längst zu eng geworden, und der Verein Deutsche Schule ging schon lange mit dem Gedanken um, einen Neubau aufzuführen. Aber die finanzielle Lage ließ diesen Gedanken nie zur Tat werden. Da wollte die Schulhausbau-Stiftung einspringen und unabhängig von dem Schulverein das erforderliche Kapital sammeln. Als im Oktober vorigen Jahres der erste Aufruf des neuen Vereins erschien, da schüttelte mancher den Kopf und meinte, es würde wohl Jahre dauern, bis das nötige Geld beisammen wäre. Mit Jahren hatten allerdings auch die sieben Gründer und Vereinsmitglieder gerechnet, wenn auch mit einer geringeren Anzahl, als die Zweifler. Und heute? Es ist noch kein Jahr vergangen, und schon sind über 90 Contos beisammen, schon ist für 59 Contos ein geeignetes Grundstück für den Neubau in prächtiger Lage erworben. Der Bau selbst soll nach einem Voranschlag, der erfahrungsgemäß natürlich überschritten werden wird, 150 Contos kosten. Der Erlös aus dem Verkauf des bisherigen Schulhauses und der Ueberschuß der Sammlungen der Schulhausbau-Stiftung werden diesen Betrag zum Teil decken. Es gilt nun, auch den Rest aufzubringen. Die Stiftung wendet sich daher von neuem mit einem Aufruf an die deutsche Kolonie sowie an die Freunde der Schulsache drüben und bittet, durch baldige Zeichnung weiterer Spenden ihr zu ermöglichen, daß sie in ihrem demnächst erscheinenden ersten Jahresbericht sagen darf: Wir haben unsere Aufgabe gelöst, das Geld für den Neubau ist da! Wir zweifeln nicht, daß dieser Aufruf ebenso erfolgreich sein wird, wie der erste, und wir sind stolz darauf, das aussprechen zu dürfen. Stolz, weil es ein erhebendes Gefühl für ein den Interessen des brasilianischen Deutschtums gewidmetes Blatt ist, festzustellen, daß eben dieses Deutschtum bereit ist, für eine Sache von der Wichtigkeit der Schule erhebliche Opfer zu bringen. Stolz, weil wir sehen, daß auch die Deutschen in der alten Heimat, allen voran natürlich die Hamburger, der Paulistaner Stammesbrüder gedacht und sehr ansehnliche Beiträge gestiftet haben. „Wem die Jugend gehört, dem gehört die Zukunft.“ Das sollen wir uns immer vor Augen halten und die Bestrebungen der Schulhausbau-Stiftung auch weiterhin nach Kräften unterstützen. Den Stiftern aber, deren glücklicher Gedanke und deren kühnes Vertrauen S. Paulo eine prächtige neue Schule sichert, sind wir alle schon jetzt innigen Dank schuldig.

— Die Verbrauchsabgaben der einzelnen Fabriken am hiesigen Platze geben ein anschauliches Bild von der großen Bedeutung der Paulistaner Industrie. Die Tabakfabrikanten verbrauchten z. B. im Jahre 1910 552 Contos an Stempelmarken. 10.763.830 Zigarren, 17.197.161 Päckchen von Zigaretten wurden versteuert, dazu noch 80.819.225 Kilogramm Rauchtobak usw. Dies sind aber nur

die Abgaben für den Verbrauch von Tabak. Unversteuert bleibt der Großhandel in Tabak. Weitere 89.248,5 Kilo Rohtabak wurden nämlich zur Weiterverarbeitung an die Fabrikanten verkauft. Die bedeutendsten Zigarettenfabrikanten sind die Herren Gonçalves & Guimarães mit 5.693.004 und José Caruso mit 2.484.000 Päckchen. Noch bedeutender sind die Abgaben auf Getränke gewesen. Sie betrugen 1224 Contos. Die Antarcticabrauerei kaufte allein für mehr als 700 Contos Stempelmarken und versteuerte über 130.000 Hektoliter Bier; die Germania-Brauerei des Herrn Emilio Reichert stellt an zweiter Stelle mit 30.000 Hektoliter Bier. Dazu kommen noch die kohlen-sauren Wasser und andere Getränke. Im ganzen wurden über eine Million Flaschen obergäriges Bier, mehr als 15 Millionen Flaschen untergäriges Bier und über 9000 Hektoliter Faßbier versteuert. Eine Menge anderer Getränke wie Sodawasser, Wermuth, Fruchtwein etc. fielen gleichfalls dem Paulistaner Durst zum Opfer. Die Schuhwarenfabrikanten kommen dicht hinter den Tabakindustriellen. Sie kauften für 523 Contos Steuermarken. Das größte Unternehmen ist die Fabrik des Herrn Rocha, welche fast den sechsten Teil der ganzen Produktion allein aufbringt. Fast so hoch wie die Abgaben der Brauereien waren die der Streichholzfabriken. Sie mußten 1208 Contos für Stempelzeichen aufwenden. 60.378.789 Streichholzschachteln deckten den Verbrauch. Volle zwei Drittel hiervon lieferte allein die Companhia Nacional de Phosphoros de Segurança. Ein bezeichnendes Bild der Landessitten geben die Abgaben für Parfumerien. Die wohlriechenden Seifen, Wässer etc. werden in Massen verbraucht. Mehr noch als im Lande hergestellt wird, kommt von außen, namentlich von Frankreich oder wenigstens über Frankreich. Die hiesigen Fabriken haben mit 93 Contos ihre mehr oder weniger angenehmen Düfte gesetzlich versteuert. Beträchtlich sind auch die Abgaben der verwandten Industrien. Die Apotheker und die Droguenhändler zahlten 53 Contos, die Konservenfabrikanten ca. 36 Contos und die Essigfabrikanten 15 Contos. Auffällig hoch ist der Verbrauch von Spielkarten. 67 Contos trug die Spielwut dem Bunde ein. Leider sind nicht zugleich die ungeheuren Summen angegeben, welche dem naiven Publikum durch Lotterien, Bicho etc. abgenommen werden. Einen Einblick in die Entwicklung der meist verbreiteten und am schnellsten anwachsenden Industrie, der Textilfabriken nämlich, geben folgende Ziffern. 700 Contos nahezu gingen als Gesamtbetrag ein. Die Fabriken versteuerten im einzelnen: 13 Millionen Meter rohe Baumwollgewebe, über 8 Millionen Meter weiße und farbige Baumwollstoffe, ca. 900.000 Meter bedrucktes Zeug, fast 50.000 Meter Wollgewebe (Kasemir und Alpaca), 120.000 Decken, mehr als 13 Millionen Meter Grobzeug. Hier-von lieferte die Companhia Nacional de Tecidos de Juta fast den gesamten Bedarf an Sackstoffen. F. Matarazzo u. Co. erzeugten fast 7 Millionen Meter rohe Baumwollstoffe, über 9000 Meter Alpaca, 38.000 Decken, Ponchos usw. Während die Fabrikation von Spazierstöcken noch herzlich unbedeutend ist und nur 382 Milreis abwarf, ist die Produktion von Schirmen und Hüten um so größer. Diese Industrie ergab die gleichen Steuererträge wie die Textilfabriken. 693 Contos flossen der Bundeskasse zu. Die Ziffern der Produktion sind sehr ansehnlich. Ueber 2 Millionen Herrenhüte und ungefähr 34.000 Damenhüte wurden fabriziert, daneben noch über 200.000 Stück Schirme.

— Ein alter lieber Bekannter liegt wieder auf dem Büchertisch, Der Kalender für die Deutschen in Brasilien Jahrgang 1912. Der rührige Verlag von W. Rotermund in São Leopoldo, Rio



Spezialfabrik
für Kellereimaschinen
Ing. H. Heinrich

WIEN, XIX. Gegr. 1840

liefert in vorzüglicher Ausführung Pumpen für Weinkellereien und Brauereien, ferner Flaschenreinigungs- Wasch-, Füll- und Korkmaschinen. — Pasteurisirapparate. — Stehende Röhrenkessel. — Weinpressen.

Kataloge und Offerte auf Verlangen.

Commissionslager u. Vertreter: Carlos Zukermann, Porto Alegre

Grande do Sul sendet ihn zum 32. Male hinaus an die Deutschen in Brasilien und im Auslande, in Stadt und Munizip und oft tief hinein in die Wälder, wo er manchenmal allein neben der Bibel den Bücherschatz ausmacht, ein treuer Ratgeber und ein unterhaltender Freund in stillen Stunden. Das Bildnis des Barons von Rio Branco, des erfolgreichen Ministers des Aeußern von Brasilien, der zugleich ein Deutschenfreund ist, schmückt das Buch. Es ist erstaunlich, was die Verlagsbuchhandlung in dem mächtig dicken Band (368 Seiten) mit dem handlichen Format an Belehrendem, allgemein nützlichem und an beschaulichem oder unterhaltendem Text zusammengetragen und übersichtlich angeordnet hat. Sogar zahlreiche wertvolle Adressen, darunter der Konsulate und der deutsch-protestantischen Geistlichen in Brasilien und viele Inserate finden sich vor und machen den Kalender für so manchen Leser zu einem unentbehrlichen Nachschlagebuch. Minderwertiges enthält das Buch gar nicht, Einiges ist zweifellos ganz vorzüglich. Neben dem üblichen Kalendarium findet sich ein recht ansehnlicher Teil, der der Unterhaltung gewidmet ist. Wir treffen hier den gemüthstiefen Deutsch-Oesterreicher Peter Rossegger an mit einer reizenden kleinen Erzählung sowie das Gedicht einer Mutter, wundervoll in seiner sehlichen Einfachheit und gedankenvollen Herzlichkeit: „Mama Du hast nicht ordentlich gelacht“ von C. von Blankenburg. Schnurren aus dem Wald, Reisen, Humoristisches, Pädagogisches und Juristisches und vieles Andere macht das Buch zu einer Gabe, nach der man immer und immer wieder greifen wird, die für Alt und Jung sich eignet. Ein eindringlicher ernster Rückblick findet sich auch vor, ein vorzüglicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Einwanderung. So mancher Leser wird den Abschnitt lesen und voll Groll sich erinnern an das, was er oder seine Vorfahren früher drüben erlitten und er wird sich den Sinn stählen durch den Satz, den ein freier deutscher Mann im neuen großen Lande wegen seiner Tüchtigkeit und seiner Leistungen zur Schau tragen darf. Der Preis, 800 Reis, ist so niedrig, daß jeder Deutsche im Lande sich das Werk mit dem einfachen Eichenblattschmuck auf dem Einband zulegen sollte. Jeder Buchhändler nimmt Bestellungen entgegen. Die kleine Ausgabe wird dem Käufer hundertfach vergolten.

Dem Deutschen Kalender hat sich ein neuer Kollege zugesellt, Der Familienfreund, zu beziehen durch Selbach & Cia, Porto Alegre in Rio Grande do Sul um 1 Milreis. Er vertritt die katholischen bzw. ultramontanen Interessen, hält sich aber von religiöser Unduldsamkeit fern. Bei der Lektüre des Kalenders merkt man sofort, daß wissenschaftlich gebildete Männer, welche die Bedürfnisse und Neigungen des Volkes kennen, bei der Heraus-

gabe hervorragend beteiligt waren. Leider enthält das Werk kein Inhaltsverzeichnis. Der Text ist 119 Seiten stark und vom Inseratenteil völlig getrennt. Einige ganz vorzügliche Bilder von Wasserfällen beleben den Text. Die nützlichen Particen treten noch stärker hervor als der rein unterhaltende Teil. Kirchlichen Stoffen ist natürlich ein weiterer Spielraum gewährt als beim Deutschen Kalender. Der historische Rückblick auf die politischen Ereignisse des vergangenen Jahres wird vielen sehr erwünscht kommen. Besonders erfreulich ist, daß auch der Familienfreund durch und durch deutsch ist. Der Anteil des Klerikalismus an der Verbreitung deutscher Bildung und des Verständnisses für das Deutschthum ist überhaupt viel größer als man in Brasilien allgemein annimmt. Auch der Familienfreund kann zur Anschaffung bestens empfohlen werden.

S. Paulo, Dienstag, den 22. Aug.

— Im Rioblatt „Correio da Manhã“ greift Costa Rego den französischen sozialistischen Abgeordneten Jaurès, der in der Bundeshauptstadt zwei Vorträge hielt und gestern hier eintraf, auf das heftigste an. Der Artikelschreiber sagt u. a.: Der berühmte französische Parlamentarier besitzt ein recht schönes Vermögen, so an die 10 oder 20 Millionen. Er hat gar nicht mehr die Fähigkeit, in die Denkweise der Entrechteten und im sozialen Kampfe Zertretenen sich einzuleben, in den sozialistischen Ideen aufzugehen. Jaurès macht aus seinem ganzen Sozialismus bloß ein Geschäft, die Humanité, welche er leitet, wirft ihm glänzende Summen ab. Als Abgeordneter zeigt er die nämlichen politischen Laster wie seine Kollegen. Es war eine recht verfehlte Sache, diesen Mann nach Brasilien zu bringen. — Hierzu sei bemerkt. Es verrät recht schlechten Geschmack, einen Mann, der von den Behörden als Gast Brasiliens empfangen wird, derartig anzurempeln. Gewöhnlich und zwar mit Recht sagt man dem Brasilianer vollendete Höflichkeit nach. Zu dieser Regel will, scheint es, Herr Costa Rego die notwendige Ausnahme schaffen. Ob Herr Jaurès Millionen besitzt, das wissen wir nicht und Herrn Costa Rego geht das gar nichts an. Wir wissen aber, daß die Humanité durch große finanzielle Hilfen über Wasser gehalten werden mußte. Auch unser deutscher sozialdemokratischer Parteivorstand hat 50.000 Mark aus Parteifonds hierzu gestiftet. Mit der fetten Dividende wird es da wohl hapern. Und in der französischen Kammer hat Jaurès tapfer für die Arbeiter gekämpft, namentlich beim Eisenbahnerstreik, als Briand zu sehr energischen Maßregeln vorging und niemand schonte. Auch in Deutschland gab oder gibt es Millionäre, welche überzeugungstreue Sozialdemokraten sind. Es sei nur an Singer erinnert, der bei all seinem Radika-

lismus und seiner ironischen Schärfe bei allen Parteien in hohem Ansehen stand und sogar ins Reichspräsidentium gewählt worden wäre, wenn er sich höfischen Verpflichtungen unterworfen hätte. Und die großen Opfer des Privatdozenten Dr. Arono für Parteizwecke sind auch allgemein bekannt. Oder reibt sich etwa Herr Rego auch an dem 40.000 Mark-Gehalt des englischen Arbeiterministers Burnst, das neuerdings noch erhöht wurde, oder den riesigen Einkommen der sozialdemokratischen Führer in Australien und Neuseeland? Der verstorbene Präsident von Neuseeland, Herr Seddon, hat ja sogar den einzigen, dauernd sozialdemokratisch regierten Staat der Welt organisiert. Und dort blüht der Handel wie in keinem zweiten Lande der Welt, dort gibt es keine „Proletarier“ und die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind dort gesünder als anderswo. Auch Seddon starb nicht als armer Mann. Das zeigt, wie ungerecht und niedrig es ist, einem reichen oder reichgewordenen Sozialdemokraten sein Vermögen vorzuwerfen. Für uns hier handelt es sich nun nicht darum, für irgend eine Partei oder irgend eine Persönlichkeit Propaganda zu machen. Wir müssen es nur verurteilen, daß man einen politischen Gegner derartig persönlich angreift, und dies obendrein, wenn er unser Gast ist. Als Deutsche oder Deutschbrasilianer konnten wir schon früher, ohne eine Mißdeutung bei Nationen oder politischen Parteien befürchten zu müssen, mit großer Gemütsruhe feststellen, daß die französischen Instruktionsoffiziere gegen den von brasilianischer Seite erhobenen Vorwurf schmutzigen Geschäftsgeistes glänzend rehabilitiert wurden. In ritterlicher Weise wird auch mit uns jeder anständig Denkende Herrn Jaurès, der doch sicher eine bedeutende Persönlichkeit ist, auf brasilianischem Boden herzlich begrüßen. Wir sind überzeugt, daß Hr. Costa Rego persönliche Gehässigkeit fernlag, aber er hätte dann auch seine scharfen Angriffe in anderer Weise und zu gelegeneren Zeit vorbringen können.

— Die Companhia Automoveis Garages Remudas nimmt eine Anleihe von 300 Contos, gestückt in Schuldverschreibungen zu je 100 Milreis, auf, um neue Automobile anzuschaffen und die vorhandenen Räumlichkeiten zu vergrößern. Zu dem gleichen Zwecke ist bereits das Gesellschaftskapital von 300 auf 400 Contos vermehrt worden.

— Eine schändliche Vandalentat ist am Sonntag zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags im botanischen Garten unseres Staatsmuseums verübt worden. Dieser Garten ist dem Publikum nicht geöffnet, sondern ist zu Studienzwecken angelegt. Herr Direktor Dr. von Jbering läßt dort alle in unserem Staate vorkommenden Pflanzenarten anpflanzen, wobei das auf dem Gelände befindliche Stück Capoeira zur Aufnahme der Urwaldvegetation dient, während das offene Land die Kampfvegetation aufnimmt. Die Pflanzen, die der Sammler des Museums bringt, werden zunächst in Töpfen und Körben gepflegt, bis sie sich genügend erholt haben, um ins freie Land versetzt zu werden. Ein großer Teil der Vegetation ist bereits bestimmt, und diese Exemplare sind kürzlich mit in Deutschland eigens angefertigten Namenschildern auf Porzellan versehen worden, die auf Eisenstäben in der Erde stecken. Am Sonntag nun drang ein Unbekannter in jenen abgeschlossenen, hinter dem Museum belegenen Garten ein, riß die Namenschilder aus der Erde, warf sie ins Gebüsch oder zerschlug sie, zerschlug auch die Pflanztöpfe und vernichtete zahlreiche Pflanzen. Größere Gewächse beschädigte er erheblich. Da der Schaden gerade an solchen Objekten angerichtet wurde, die besonderen materiellen oder wissenschaftlichen Wert hatten, so muß man annehmen, daß es sich um einen Racheakt handelt,

und zwar um den Racheakt eines Menschen, der einigermaßen mit dem Museumsbetrieb Bescheid wußte. Es scheint, daß diese Ueberlegung die Polizei bereits auf die Spur des Täters geführt hat, der von einem in der Nähe wohnenden Spanier übrigens gesehen und als ein junger Mann von mittlerer Größe, mit einem dunklen Anzug bekleidet, beschrieben wurde. Es erscheint unbedingt notwendig, daß die Regierung den botanischen Garten des Museums besser abschließt. Der provisorische Verschuß gegen den vor dem Gebäude belegenen Park hin ist sehr mangelhaft und wird öfters nicht respektiert. Und der Zaun gegen das Hinterland hin ist für Menschen, die eindringen wollen, erst recht kein Hindernis. Wenn mit einem besseren Abschluß auch kein absoluter Schutz gegen die Wiederholung solcher Vandalismen erreicht würde, so würden sie doch wenigstens erschwert.

Deutscher Schulverein Mooca-Braz. Wie angekündigt, wurde am vergangenen Sonntag von einer größeren Anzahl deutschsprechender Herren aus jenen schnell emporgeblühten Vorstädten mit zahlreichen Familien deutscher Abkunft eine Vorbesprechung über eine zu gründende deutsche Schule abgehalten; deren Ergebnis ist, so bald wie möglich Hand ans Werk zu legen, um dem längst empfundenen Bedürfnis abzuhelfen. Die vielen dort ansässigen Landsleute, meist unbemittelte, um ihr Dasein kämpfende Angestellte und Arbeiter bedeutender Industriebetriebe, sahen sich bisher nicht in der Lage, ihre Kinder nach S. Paulo in eine deutsche Schule schicken zu können. Allein schon das Fahrgeld zu erschwingen, schien ihnen unmöglich, außer der beständigen Angst um einen ihre Kinder treffenden Unfall auf dem Schulwege. Kein Wunder ist es daher, daß sie ihre Sprößlinge nahezu brasilianischen und italienischen Unterrichtsanstalten anvertrauten, oder auch dieselben ganz ohne Schule aufwachsen ließen. Jetzt soll Wandel geschaffen werden: eine günstige Gelegenheit, schon in kurzer Zeit an das Ziel langer Sehnsucht zu gelangen, ist geboten. Darum soll schon am nächsten Sonntag, den 27. August, nachmittags 4 Uhr in der Pension Gehrlacher, Avenida Bavaria 2, die endgültige Entscheidung getroffen, der Schulverein Mooca-Braz gegründet werden. Es wird allen, denen am Zustandekommen des schönen Werkes deutscher Zusammengehörigkeit, zur Erhaltung deutscher Sprache, Art und Sitte, zur Erziehung künftiger Generationen zu würdigen brasilianischen Staatsbürgern mit deutschen Charaktereigenschaften gelegen ist, hiermit ganz angelegentlich empfohlen, an der Gründungsversammlung teilzunehmen.

Büchertisch. Uns ging zu: „Musterreiters neuer historischer Kalender für das Jahr 1912, herausgegeben von Cäsar Reinhardt in Porto Alegre“. Dieser Kalender enthält zunächst die gewöhnlichen auf das Jahr bezüglichen Angaben. Weiter finden sich in ihm notwendige Bestimmungen aus dem Postverkehr, dem Telegraphenwesen, dem hiesigen Stempel- und Steuerwesen, Verordnungen, gerichtliche Depots betreffend und mehr Wichtiges, was dem mit den Landesverhältnissen nicht gut Vertrauten von Bedeutung ist. Eine Kurstabelle, eine vergleichende Münz-, Maß- und Gewichtstabelle beschließen den ersten Teil des Kalenders. Der zweite Teil enthält neben einer größeren Anzahl guter Erzählungen auch eine Auswahl ansprechender Gedichte. Den Schluß bildet eine Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse aus der Weltgeschichte im verfloßenen Jahre bis auf die neueste Zeit. Der reichhaltige Stoff sowie die Anordnung machen den Kalender zu einem unentbehrlichen Hausgenossen und wir können ihn zur Anschaffung nur bestens empfehlen.

Munizipien.

Vom 17. August.

Santos. Der Ingenieur, welcher die neue Automobilstraße von Santos über S. Vicente und S. Amaro nach S. Paulo bauen soll, ist bereits hier eingetroffen und hat sich im Parque Balneario einquartiert. Die Arbeiten beginnen noch im laufenden Monat in Santo Amaro. Nach Fertigstellung der Straße soll alle Stunden ein Automobil fahren. Der Fahrpreis soll 2 Milreis zwischen S. Paulo und Santos betragen. Es wäre wirklich sehr erfreulich, wenn Santo Amaro wirklich einmal Anschluß an eine große Verkehrsstraße gewinnen könnte. Bis jetzt ist die Stadt ein Opfer der brasilianischen Privilegienwirtschaft geworden. Ob jedoch die Automobilstraße nach Santos mit 2 Milreis-Fahrpreis über die Steilhänge der Serra hinab Aussichten bietet, müssen wir bezweifeln. An Gesamtunkosten rechnete man z. B. in Deutschland für ein 10 Tonnen Nutzlast-Automobil bis vor kurzem ca. 7 Pf. pro Tonnenkilometer bei ebenen, sehr festen Straßen. Hier dürfte ein Preis von 100 Reis noch niedrig sein. Auch sind wohl 10 Tonnenwagen vorgesehen. Das macht bei einer Entfernung von rund 50 Kilometer 50 mal 10 mal 100 Reis gleich 50 Milreis pro Fahrt. Der Autoomnibus in S. Paulo fördert unseres Wissens 25 Personen zu gleicher Zeit. Nehmen wir an auch die Autos nach Santos fahren mit der gleichen Zahl von Personen und seien immer besetzt und zwar nach beiden Richtungen. Dann gibt es erst 25 mal 2 gleich 50 Milreis. Also sind gerade die Ausgaben, Verwaltungskosten, Abschreibungen, Reparaturen gedeckt. Ein Gewinn ist nur möglich, wenn die Gesellschaft einen leichten festen Typ anwendet, wenn sie die Betriebskosten durch sorgfältigste Pflege und gute kaufmännische Verwaltung möglichst herabdrückt oder vom Staat oder den Munizipien Zinsgarantien oder sonstige Vergünstigungen erhält. Das Schicksal der falliten Anglo-Brazilian Auto-Company in Rio de Janeiro mahnt zur Vorsicht. Vielleicht ist das jetzige Unternehmen der Anstoß, daß nach Jahren Santo Amaro endlich seine richtige Eisenbahn mit Anschluß an das Paulistaner Bahnetz bekommt.

Vom 18. August.

S. José dos Campos. Die Präfektur verbot den Verkauf von frischem Fleisch und anderen Waren von herumfahrenden Wagen aus. Dieser Hausierhandel schädigt nicht nur die Geschäftsleute, sondern gibt auch Anlaß zu hygienischen Bedenken und erschwert die Nahrungsmittelkontrolle.

Limeira. Gestern nachmittag wurde auf der Straße von Limeira nach Rio Claro eine Leiche aufgefunden. Es ist nur der Vorname Rodolpho des Verstorbenen bekannt. Die Leiche wies an der Brust eine große Schußwunde auf und man schließt nach dem ganzen Befund auf einen Mord. Schon vor 9 Monaten hatte Rodolpho einen Ehrenhandel mit einem Italiener André Chierris, der ihn damals schon unbringen wollte. Die Nachforschungen der Polizei nach dem Aufenthalte Chierris, in dem man den Täter vermutet, blieben bis heute erfolglos.

Vom 19. August.

Santos. Der neue Spezialdampfer „John Wilson“ ist mit einer großen Ladung Bananen und sonstiger Südfrüchte nach Buenos Aires in See gegangen.

Campinas. Jüngst wurde der Ankauf einer Fazenda durch die Firma Arens & Co. gemeldet. Hierbei liegt eine Namensverwechslung vor. Die Firma Arens & Co. steht einer solchen Transaktion fern.

— Das Munizip Tambahu wollte hier eine Anleihe von 150 Contos aufnehmen. Die Verhandlungen waren schon zu Ende geführt. Vor Unterzeich-

nung des Vertrages beim Tabelião verzichteten aber die Geldgeber noch auf das Geschäft mit dem Munizip.

Taubaté. Die Trappisten von Tremembé ließen in Paris das Wasser verschiedener Quellen bei Tremembé chemisch untersuchen. Hierbei wurden die Proben als vorzügliches Mineralwasser zur Heilung von Nieren- und Leberkrankheiten qualifiziert. Die Heilquellen sind denen von d'Evian in der Schweiz, von Mont Pellan in der Auverges und von Cambo in den Pyrenäen ebenbürtig und unbedingt einer Erschließung durch den Staat oder durch Gesellschaften wert.

Vom 21. August.

Santos. Mit den Schiffen des Lloyd Brasileiro wurden in der letzten Zeit große Mengen von Kaffee nach New York verschifft. Am 18. Juli gingen 27.292 Sack Kaffee ab, am 2. August 26.500, heute 33.000 Sack. Für den 25. August sind schon wieder 13.000 Sack avisiert.

Campinas. Am Sonnabend, den 19. d. M., feierte der „Freie Deutsche Männerchor“ Campinas sein drittes Stiftungsfest. Ueberall da, wo Deutsche wohnen, wird der Gesang eifrig gepflegt. Freilich stellen sich den Vereinen, besonders in der ersten Periode ihrer Begründung, meistens Schwierigkeiten pekuniären Charakters entgegen, aber die Lust zur edeln Sangeskunst weiß dieselben bald zu überwinden. Wie wir aus dem Erinnerungsblatt zu diesem Feste entnehmen, sind dem Verein auch schwere Zeiten nicht erspart geblieben, gleichzeitig spricht aber aus den an die Allgemeinheit gerichteten Worten das Vertrauen, den eingeschlagenen Weg mit Erfolg weiterführen zu können. Das in den Vereinsräumen stattgefundene Fest gestaltete sich recht fröhlich und für die Zukunft vielversprechend. Der geräumige Saal war mit Besuchern, besonders Vertretern des schönen Geschlechts, gefüllt. Die Darbietungen gefielen und ernteten wohlverdienten Beifall. Um nur einiges zu erwähnen: die Chöre, unter der Leitung des Herrn Landmann, zeigten, daß Ernst und Mühe zur Arbeit Anerkennenswertes zu leisten vermögen. Das Orchester war zusammengestellt aus Schülern und Schülerinnen des Dirigenten. Flöte, Violine, Mandoline, Klavier taten ihr Bestes. Besondere Anerkennung verdient Fräulein Landmann in der Klavierbegleitung. Es spricht aus den Leistungen ein Talent, wie man es nicht oft findet. Die Dame hat sich dem Ganzen in bewundernswerter Weise anzupassen vermocht. Während der musikalischen Darbietungen lief ein Glückwunschtelegramm des Gesangsvereins „Lyra“, S. Paulo, zum Stiftungsfeste ein, das von dem Präsidenten verlesen wurde. Es war in sehr herzlichen Worten gehalten. Die Reichhaltigkeit des Programms stellte die tanzlustige Jugend auf eine harte Probe, denn Mitternacht kam schon heran, als man das Programm erledigt hatte. Das Fest verlief zur Zufriedenheit aller Teilnehmer und wird entschieden dazu beitragen, die Bestrebungen des Vereins zu fördern. Für die unserem Vertreter erwiesenen Aufmerksamkeiten bedanken wir uns.

Faxina. Heute wird die bekannte Fazenda Morungaba bei Itararé definitiv in den Besitz der neu gegründeten Southern Brasil Lomber Cy. Ltd. übergehen. Der Kaufvertrag wird heute vor dem Notar in Curityba aufgesetzt. Coronel Jordão Couto da Silva erhält für die 40.000 Alqueiren große Besitzung mit riesigen Pinhowäldern 1000 Contos. Die Gesellschaft beginnt sofort mit der Errichtung großer Sägereien.

Vom 22. August.

Santos. Der Valorisationszuschlag von 5 Franken Gold für jeden ausgeführten Sack Kaffee erbrachte vom 11. bis 17. August 1.003.645 Franken.

Bundeshauptstadt.

Rio, Donnerstag, den 17. Aug.

— Der Bundespräsident hat nicht einmal die vier Wochen, die wir neulich in Ansatz brachten, ohne die Dienste des Herrn Alvaro de Tefé von Hoouholtz aushalten können. Herr Tefé funktioniert vielmehr schon seit Montag wieder im Cattetepalast, allerdings nicht als Präsidialsekretär, sondern als Privatsekretär des Präsidenten. Das scheint ein Spiel mit Worten? Ist es doch nicht ganz, denn der Präsidialsekretär hatte ein öffentliches Amt inne, der Privatsekretär hingegen nimmt jedoch keine öffentliche Stellung ein; der Präsidialsekretär bezog Gehalt aus Bundesmitteln, der Privatsekretär hingegen nicht. Herr Tefé erhält nach der vom Präsidialbüro ausgegebenen Mitteilung überhaupt keine Entschädigung, sodaß sich die Uebernahme des Privatsekretariats als reiner Freundschaftsdienst für den Bundespräsidenten hinstellen würde. Nun ist Herr Alvaro Tefé ja in der glücklichen Lage, auch einmal unsonst arbeiten zu können, ganz abgesehen davon, daß sich dieser Freundschaftsdienst gegen Ende der Präsidentschaftsperiode voraussichtlich als sehr lukrativ erweisen würde, nämlich in Gestalt eines netten Gesandtenpostens. Sei dem, wie immer es ist erfreulich, daß der Bundespräsident diese Lösung gefunden und Herr Tefé sie angenommen hat, denn der frühere Präsidialsekretär ist wie kaum ein anderer geeignet und befähigt, den Marschall zu unterstützen. Nachdem das zwar erklärliche, aber unüberlegte Telegramm an den Irrsinnigen in Paris Herrn Tefés Verbleiben in offizieller Stellung unmöglich gemacht hatte, ist den Interessen des Laudes auf diese Weise am besten gedient.

— Mit der Vertretung des Kaiserlich Deutschen Generalkonsuls Freiherrn von Nordenflycht, den bekanntlich die Funktionen eines Kaiserlichen Ministerresidenten in Montevideo für den Zeitraum von 6 Monaten übertragen wurden, ist Herr Konsul Münzenthaler aus Sidney betraut worden. Herr Münzenthaler ist Ende voriger Woche hier eingetroffen und hat die Geschäfte des Kaiserlichen Generalkonsulats übernommen.

— Seit einigen Tagen weilt in unserer Stadt der Vorsitzende der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin, General Freiherr von Gayl. Herr von Gayl ist auf einer Studienreise durch Südamerika begriffen und hat namentlich ein lebhaftes Interesse daran, die mit Deutschen besiedelten Kolonien kennen zu lernen. Er ist gestern vormittag vom Landwirtschaftsminister empfangen worden und besuchte hierauf das Einwandererheim auf der Blumeninsel, das einen ausgezeichneten Eindruck auf ihn machte. In Begleitung des Herrn Dr. Wagemann vom Kolonialinstitut in Hamburg und eines höheren Regierungsbeamten wird er voraussichtlich in den nächsten Tagen eine auf mehrere Wochen berechnete Rundreise durch die Südstaaten antreten, um, mit S. Paulo beginnend, die Hauptstädte zu besichtigen und die Kolonien kennen zu lernen. Der Landwirtschaftsminister hat angeordnet, Herrn von Gayl die Reise in jeder Weise zu erleichtern und angenehm zu gestalten.

— Die Beamten des Hafenskapitanats von Manaus haben dem Marineminister telegraphisch mitgeteilt, daß sie seit Monaten ihr Gehalt nicht erhielten und daß sie angesichts der überaus teuren Lebensverhältnisse in Amazonas sich in sehr schwieriger Lage befänden. Der Marineminister hat sofort die nötigen Schritte getan, um Abhilfe zu schaffen. Aber was ist das für ein Dienstbetrieb, in dem dergleichen überhaupt vorkommen kann? Bei der Zentralbahn und bei der Militärverwaltung ist es allerdings eine

Spezialität, über die man sich leider schon gar nicht mehr wundert. Doch hätte man erwarten dürfen, daß nicht auch andere Verwaltungen diesen üblen Weg wandeln würden!

— Der Marineminister teilte dem Prälekten des Bundesdistrikts mit, daß er den Fischfang vermittels Dynamit streng verboten hat. Ein derartiges Verbot ist wohl schon ein dutzendmal erlassen worden, aber durchgeführt wurde es noch nie. Nur durch unermüdlige Beaufsichtigung der Fischer und durch exemplarische Bestrafung derjenigen, die dem Verbot zuwiderhandeln, könnte der Wandel geschaffen werden, der im Interesse der Erhaltung unseres Fischbestandes dringend notwendig ist. Doch voraussichtlich sind wir nur um eine schöne, unseren Fortschritt beweisende Verordnung reicher geworden. Im übrigen bleibt alles beim alten.

— Hebammen sind eigentlich dazu da, um den jungen Erdenbürgern aus Tageslicht zu helfen. Seit alters aber gibt es unter den „weisen Frauen“ viele, die ihre Hauptaufgabe darin sehen, den angehenden Erdenbürgern das Lebenslicht auszublases. In unseren großen Tageszeitungen preisen sie ihre Dienste ganz ungeniert an, und ebenso ungeniert üben sie ihr verbrecherisches, den Bemühungen des Besiedlungsamtes entgegenarbeitendes Gewerbe auch aus. Unser vortrefflicher Polizeichef hat, trotzdem er so hohen Wert auf den Titel eines musterhaften Familienvaters legt und im Geruch großer Frömmigkeit steht, keine Zeit, sich um dieses familienwidrige und unfrome Treiben zu kümmern: er ist eben dabei, die letzten ihm zur Verfügung stehenden Polizisten vor die Häuser der Bichokankiers zu postieren, unter lebhaftem Beifall der Herren Diebe und Mörder. Nur wenn bei der Polizei eine direkte Anzeige erhoben wird, beschäftigt sie sich auch einmal mit jenen „weisen Frauen“. Das kommt freilich selten genug vor, denn der andere Teil ist ja mitschuldig und hat allen Anlaß, zu schweigen. Am Montag jedoch wurde eine dieser Hebammen, die ihre Tätigkeit in der Rua Camerino ausübte und sich Mme. Palmyra nannte, vom Schicksal ereilt. Sie hatte Pech bei einer Abtreibung, und diejenige, die ihre Dienste in Anspruch genommen hatte, wurde so krank, daß ein Arzt hinzugezogen werden mußte. Dieser brachte die Sache zur Kenntnis der Polizei, die bei Mme. Palmyra eine Haus-suchung veranstaltete und dort eine vollständige Ausstattung an Apparaten und Medikamenten, die zur Abtreibung dienen, vorfand. Nun wird die Dame vor Gericht erscheinen müssen.

Rio, Freitag, den 18. Aug.

— Der neue Zollamtsinspektor hat seinen Dienst damit begonnen, daß er reformiert. Das ist bei uns, wo es keine ausreichende Verwaltungsorganisation gibt, sondern wo jeder neue Herr sein eigenes System anwendet, üblich und wäre nicht der Erwähnung wert, wenn es sich nicht um Maßnahmen handelte, die wirklich von Vorteil für die Interessen des Fiskus zu sein scheinen. Die Zollbuchhalter dritter und vierter Klasse werden in Zukunft nicht mehr als Konferenzen des inneren Dienstes verwandt werden, ebensowenig wie die Kapatazbeamten bei der Kasse Dienst tun werden. Auch mit den Auslandspostpaketen hat sich der neue Zollinspektor beschäftigt, und er hat darüber bereits mit dem Finanzminister verhandelt. Wie wir neulich meldeten, hat die Postbehörde den ganzen Schwung von Paketen, der bei ihr lagerte, an das Zollamt abgeschoben, und zwar ohne Inventur. Um die Uebergabe nicht um Monate zu verzögern, wie es hieß. In Wirklichkeit natürlich, um für die verschwundenen Pakete, deren Zahl sicher nicht gering ist, nicht verantwortlich gemacht werden zu

„Wien West“ Blätter für Heimatkunde erscheinen acht mal jährlich. Pränumeratlon 2 Franken 50 cs. Probe Nummern unentgeltlich, desgleichen Auskünfte über Wien gegen Rückporto. Adr. **Wien West in Wien XIII. 5. Bahnhofstrasse 22.**

können. Herr Baptista Franco hatte sich damit auch einverstanden erklärt. Sein Nachfolger aber wird eine genaue Inventur aufnehmen lassen und die Verantwortung nur für den dabei festgestellten Bestand übernehmen. Für die Adressaten ist das freilich ziemlich einerlei, denn sie werden doch nicht entschädigt, ob nun das Zollamt die Verantwortung trägt, oder die Postbehörde; das kennt man ja zur Genüge! Uebrigens sollen die neu eintreffenden Pakete sofort dem Zollamt übergeben werden, so daß die neulich beschlossene „Sortierung“ durch die Postbeamten wegfällt. Das ist insofern lobenswert, als wenigstens eine Gelegenheit zum Stehlen genommen wird!

— Der Bundespräsident besuchte gestern ganz unerwartet den Botanischen Garten. Er besichtigte nicht nur die Anlagen, sondern auch die Institute, darunter das für Pflanzenchemie, das erst vor einigen Tagen eröffnet wurde, und das Direktionsgebäude, in dem das neue Herbarium untergebracht ist. Darauf begab er sich nach der der Regierung gehörigen Chacara do Cabeça in der Gavea, um sich die Ländereien anzusehen, auf denen die zweite Arbeiter-Wohnstätten-Kolonie errichtet werden soll.

— Der bisherige Ausstellungskommissar in Italien und Leiter der Kaffeepropaganda, Dr. Padua Rezende, hat gestern dieses Amt an seinen Nachfolger, Dr. Costa Senna, übergeben.

— Die „Unregelmäßigkeiten“, die sich mit den Auslandspaketen ereignet haben, werden nicht nach Landessitte mit dem Mantel der Nächstenliebe bedeckt werden. Der Verkehrsminister hat vielmehr den Bericht des Generalpostdirektors über diese Angelegenheit dem Generalstaatsanwalt zugestellt, damit er das Strafverfahren gegen die Schuldigen einleitet. Wir sind gespannt, ob es wirklich zum Prozeß kommen wird.

— Das Schwimmdock „Affonso Penna“ ist hergerichtet, um das Schlachtschiff „Minas Geraes“ zur Vornahme der nötigen Reparaturen aufzunehmen. Das Schiff wird voraussichtlich heute oder morgen gedockt werden. Auch das Schulschiff „Benjamin Constant“ soll in Dock gehen. Es erhält dort seine Ausrüstung für die nächste Auslandsreise.

— Gestern kam hier der englische Kreuzer „Glasgow“ an. Er wurde mit dem üblichen Zeremoniell empfangen. Die englische Kolonie plant eine Reihe von Festlichkeiten zu Ehren der Offiziere und der Mannschaft der „Glasgow“. Der Kreuzer gehört der sogenannten Town-Klasse an, von der außerdem „Bristol“, „New Castle“, „Gloucester“ und „Liverpool“ in Dienst stehen. Er ist 138,50 m lang, 14,33 breit, hat einen Tiefgang von 4,70 m und eine Wasserverdrängung von 4887 Tons. Er ist mit Dampfturbinen ausgerüstet, die 22.000 Pferdekkräfte entwickeln, und besitzt eine Höchstgeschwindigkeit von 26 Knoten. Die Artillerie besteht aus 2 Geschützen von 152 Millimeter, 10 von 120 Millimeter, 2 Torpedolancierrohren und der leichten Artillerie. Die Besatzung beträgt 376 Mann.

— Im gestrigen Ministerrat wurde das Dekret unterzeichnet, das die Banque Brésilienne Italo-Belge ermächtigt, in Santos eine Zweigniederlassung und in Rib. Preto und Jabu Agenturen zu errichten.

— Der Verkehrsminister ließ den Besuch, den ihm die Herren General Freiherr von Gayl und Dozent Dr. Wagemann abgestattet haben, durch seinen Kabinettssekretär, Herrn H. Romagueira, erwidern.

— Mit seinem Besuche beehrte uns gestern Herr Kommerzienrat Hermann Stoltz, Chef der Firma Herm. Stoltz & Co. Herr Kommerzienrat Stoltz war während der letzten Wochen in Pernambuco und Bahia, um die dortigen Filialen seines Hauses zu besuchen, und gedenkt in der nächsten Woche mit dem Dampfer „König Friedrich August“ nach Hamburg zurückzukehren.

— Bei dem neuen oppositionellen Abendblatt „O Estado“ ist es schon zu Zwistigkeiten und finanziellen Scherereien gekommen. Der Leiter des Blattes, Dr. Gomes de Castro Pinto, reichte bei der Polizei die Anzeige ein, daß Herr João Correia sich der Summe von 15 Contos bemächtigt habe, die dem Blatte gehöre. Die Polizei hat Herrn Correia aufgefordert, auf ihrem Bureau zu erscheinen und sich zu der Angelegenheit zu äußern. Wahrscheinlich wird es einen Skandal geben. „O Estado“ ist dasselbe Blatt, in dem Ruy Barbosas Intimus Barbosa Lima die bestehende Regierung täglich entweder am Rost brät oder mit Haut und Haaren verspeist. Es wäre bedauerlich, wenn die fehlenden 15 Contos ihm an der Ausübung dieser amüsanten Tätigkeit hindern sollten.

— Wie anarchisch die Zustände in unserer Zollverwaltung sind, zeigt folgender Fall. Eine angesehenere deutsche Speditionsfirma hierselbst erhielt von ihrem Hamburger Korrespondenten den Auftrag, einen silbernen Tafelaufsatz an einen Klub abzuliefern. Sie erledigte sich dieser Aufgabe bestens und stellte ihren Korrespondenten die entstehenden Kosten mit 96 Mark in Rechnung. Nach einiger Zeit erhielt sie von drüben die Anfrage, wie es nur möglich sei, daß die Verzollung so teuer zu stehen komme. Gleichzeitig mit der Sendung für Rio sei eine genau identische nach S. Paulo abgegangen. Dieselbe habe in Santos nur 22 Mark Unkosten verursacht, einschließlich Frachtpesen nach S. Paulo. Wir haben uns überzeugt, daß hier die Verzollung genau nach den Vorschriften des Zolltarifs erfolgt ist. Folglich bleibt nur der Schluß übrig, daß die Zollbeamten in Santos ihre Pflicht nicht getan haben, sondern das Silber als Zinn oder Blei oder sonst etwas durchließen. Für uns hier im Lande ist das nicht weiter verwunderlich. Wir hätten uns nur gewundert, wenn auf beiden Zollämtern derselbe Zollsatz herausgekommen wäre, und sind überzeugt, daß in Bahia eine dritte und in Rio Grande eine vierte, von der ersten verschiedene Rechnung des Zollsatzes erfolgt wäre. Aber für Kaufleute drüben, die gewohnt sind, mit der Exaktheit der deutschen Zollämter zu rechnen, erscheint die Sache höchst sonderbar, und sie sind natürlich geneigt, angesichts solcher Differenzen zu vermuten, daß ihre hiesigen Geschäftsfreunde sie übers Ohr hauen. Der Fall ist übrigens nicht vereinzelt, sondern typisch für unsere Zollverwaltung.

— Der Bundespräsident wird nicht mehr zweimal in der Woche, wie bisher, öffentliche Audienz erteilen, sondern nur noch einmal, und zwar Donnerstags von 2 Uhr nachmittags ab. An anderen Tagen werden nur noch solche Personen empfangen werden, denen die Präsidialkanzlei vorher eine Audienzstunde angesetzt hat.

Rio, Sonnabend, den 19. Aug.

— Der Landwirtschaftsminister hat Herrn Dr. Carlos Araujo zum Begleiter der Herren General Freiherr von Gayl und Dozent Dr. Wagemann auf ihrer Reise durch die Südstaaten bestimmt. Der Genannte, Bibliothekar des Landwirtschaftsministeriums und Mitherausgeber der „Revista Americana“, hat seine nationalökonomischen Studien in Deutschland absolviert und spricht geläufig deutsch.

— Ueber die wirtschaftliche Lage erstattete der Finanzminister dem Bundespräsidenten folgenden Bericht. Die Lage auf dem Wechselmarkte blieb unverändert. Die Bank von Brasilien verkaufte Dreimonatswechsel zu 16 1/16 und kaufte zu 16 3/16 und 16 7/24. Die Kurse der übrigen Banken waren: Brasilianische Bank für Deutschland 16 1/16 und 16 1/8, Deutsche Uebersceische Bank 16 3/32 und 16 1/8, Deutsch-Südamerikanische Bank 16 3/32, London and Brazilian Bank 16 3/32, British Bank of South America 16 3/32, London and River Plate Bank 16 1/6, 16 1/32 und 16 1/8, Banco Francese e Italianae 16 1/16, Banco Espanol del Rio de la Plata 16 1/16. Diese Kurse sind mit ganz geringen Aenderungen dieselben wie in der Vorwoche. Der offizielle Kurs auf London blieb 16 3/32 auf 90 Tage und 15 15/16 a vista wie in der Vorwoche. An der Börse war nur ein geringer Umsatz zu verzeichnen. Die Kurse der brasilianischen Anleihen blieben ziemlich stabil. Der Kaffeemarkt war ziemlich unverändert. In Rio betrug der Vorrat 27.643 Sack. Typ 7 wurde zum Preise von 11\$ für 15 Kilo gehandelt, gegen 11\$000 bis 11\$300 in der Vorwoche. In Santos waren 1.148.259 Sack vorhanden. Der Preis für 10 Kilo betrug 7\$400 für Typ 4 und 6\$900 für Typ 7, gegen 7\$250 bezw. 6\$250 in der Vorwoche. Vom Gummimarkt liegen folgende Daten vor: In Manaus gingen während der Woche 138 Tonnen ein, 128 wurden verschifft und 152 passierten im Transitverkehr. Der Vorrat betrug 520 Tonnen, der Preis pro Kilo 4 sh. 5 d. gegen 4 sh. 6 d. in der Vorwoche. In Para gingen 340 Tonnen ein, 483 aus, der Vorrat betrug 3087 Tonnen, der Preis hielt sich unverändert auf 4 sh. 8 d.

— Der Bundespräsident hat sich scharfem und berechtigtem Tadel ausgesetzt, indem er anordnete, daß der Subehf seines Militärstaates, Korvettenkapitän Jorge da Fonseca, als der Dienstälteste unter den Offizieren dieses Grades gezählt werde. Nicht minder wurde dem Offizier verdacht, daß er seine Vertrauensstellung und seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Oberhaupte der Nation ausnutzte, um dieses Dekret zu erlangen. Was Herr Jorge da Fonseca wünschte, das war, im Dienstalter den Kameraden vorgesezt zu werden, die vom Marschall Floriano zur Belohnung ihrer während der Revolte von 1893 geleisteten Dienste befördert worden waren. Diese Beförderung war für Leistungen im aktiven Dienst erfolgt. Herr Jorge da Fonseca befand sich damals an Bord des „Riachuelo“, der in Toulon zur Ausbesserung lag. Mehr als einmal erging an ihn der Befehl zur Rückkehr nach Rio. Aber er zog den Aufenthalt an der Azurküste vor, wie man zu seiner Ehre annehmen muß, um der Notwendigkeit der Parteinahme in dem inneren Kampfe enthoben zu sein, in dem sein Herz vielleicht bei den Aufständischen war, während sein Eid ihn an die gesetzmäßige Regierung band. Daß der Marschall Floriano ihn nicht mitbeförderte, war also völlig berechtigt. Einer der acht oder neun Offiziere, die aus dem Vorgang Vorteil ziehen können, hatte zufällig den Bericht über den Antrag des Herrn Jorge da Fonseca vorzubereiten. Er sprach trotzdem dagegen aus, — ein augenfälliger Beweis für die Ungerechtigkeit des Antrages! — und der Marineminister schloß sich seinem Gutachten an. Die Admiralität und das Oberste Militärgericht sprachen sich ebenfalls gegen die nachträgliche Beförderung aus. Unter denen, die dagegen stimmten, befand sich auch der Admiral, der damals in Toulon Kommandant des „Riachuelo“ war und der nebenbei ein Freund und Gvatter des Antragstellers ist. Trotzdem machte sich der Bundespräsident die Ansicht der unbeträchtlichen Minderheit des Obersten Militärgerichts zu eigen! Das ist nicht nur politisch



GUSTAV BREYER
HAMBURG
PIANOS
TROPENSICHER GEBAUT.
HERVORRAGEND IN TON UND
ELEGANZ. MÄSSIG IM PREIS.
Illustrierter Katalog gratis.

höchst unklug, sondern es ist auch geeignet, das Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit des Marschalls Hermes zu erschüttern. Wir wenigstens müssen es für unehrenhaft halten, wenn ein Staatsoberhaupt seine Stellung mißbraucht, um gegen die Stimme der zuständigen Behörden einen Verwandten und Freund widerrechtlich zu befördern. Wir hätten uns von der Klugheit des Marschalls Hermes eines anderen versehen! Freilich ist die Unterzeichnung des Dekrets in der Zeit erfolgt, in der der Rat des Herrn Avario Teffé dem Präsidenten fehlte. Aber das ist nur eine Erklärung, keine Entschuldigung. Uebrigens wird von einigen benachteiligten Offizieren die Beförderung vor dem Obersten Bundesgericht angefochten werden. Das letzte Wort in der Angelegenheit ist also noch nicht gesprochen, denn wenn unser höchster Gerichtshof, der in diesen Fragen tatsächlich kompetent ist, zugunsten der Kläger entscheidet, dann wird der Bundespräsident nicht umhin können, dieses Urteil auszuführen.

— Die Fälle werden immer häufiger, in denen die Polizei sich genötigt sieht, russisch- oder polnisch-jüdische Dirnen von ihren Zuhältern zu befreien, die ihnen durch Mißhandlungen Geldsummen zu entreißen suchen. Gestern übergab der russische Konsul wieder eine solche Klage der Polizei. Es handelte sich um eine gewisse Dorle Gussmann, die zum Zuhälter ihren eigenen Ehemann hatte. Sie hatte den Unhold im Jahre 1901 in Odessa kennen gelernt, wo sie eine Schneiderwerkstatt betrieb, und ihn, der angab Goldschmied in einer westrussischen Stadt zu sein, geheiratet. Gussmann verleitete sie, mit ihm nach Charbin überzusiedeln und lieferte sie dort der Prostitution aus. Als er von der Polizei als Kuppler aufgegriffen und nach Wladivostok abgeschoben wurde, blieb sie in dem schändlichen Gewerbe, da sie sich zu ehrlicher Arbeit nicht mehr aufraffen konnte. Sie siedelte nach Brasilien über und ließ sich 1906 hier in Rio nieder. Aber bald hatte ihr Mann ihren Aufenthalt ausgekundschaftet — wir machten schon neulich einmal die Bemerkung, wie auffallend schnell der Ghettoauswurf sich in der weiten Welt wiederfindet — und forderte sie auf, ihm monatlich 20 Lstrl. zu schicken. Vier Monate lang gehorchte sie, dann stellte sie die Sendungen ein, da sie nicht genug verdiente. Die Folgen waren Drohbriefe; und als diese erfolglos blieben, erschien Gussmann im Januar 1907 selbst. Er preßte nicht nur die „rückständigen Ratenzahlungen“, sondern auch weiterhin monatlich 20 Lstrl. Mit dieser „Rente“ richtete der Bandit in der Rua Senhor dos Passos das Hotel Berlin ein, für das seine Frau obendrein noch die Bettwäsche, Teppiche und Gardinen kaufen mußte. Nicht zufrieden mit den regelmäßigen Erpressungen forderte Gussman

kürzlich 150 Lstrl. Die Unglückliche vermochte diese Summe nicht aufzutreiben und wurde deshalb Tag für Tag von dem Manne lurchbar mißhandelt. In ihrer Not wandte sie sich schließlich an den russischen Konsul, der, wie bereits gesagt, der Polizei Mitteilung machte. Gussmann wird nun voraussichtlich ausgewiesen werden. Wenn sich der Polizeichef mehr um diese Zustände kümmern wollte, als um das Bichspiel, könnte er ausgezeichnete Erfolge erzielen und Rio von einer Unmenge anrüchiger Gesellen befreien.

— Die Herren Jayme Ferreira de Vasconcellos und José do Patrocínio Filho hatten eine Meinungsverschiedenheit, die sie in der Hitze des Wortwechsels zu gegenseitiger Beleidigung führte. Sie beschloßen, die befleckte Ehre im Duell reinzuwaschen. Herr José do Patrocínio Filho ist Mitarbeiter der „Imprensa“. Wenn wir bei der Darstellung der Farce — weiter war es nämlich nichts — diesem Blatte folgen, so dürfen wir daher gewiß sein, daß wir authentische Nachrichten bieten. Im allgemeinen ist das Duell auch drüben in Mittel- und Nord-europa ein Unsinn, und es gibt nur sehr wenige Fälle, in denen der Zweikampf wirklich die einzige oder doch die angemessenste Lösung einer schwebenden Frage ist. Aber drüben wird die Sache wenigstens ernsthaft betrieben. Sobald man aber in die romanische Welt kommt, sieht man nur noch eine Narrenposse, bei der Blut selten fließt, edlere Teile aber grundsätzlich nie verletzt werden. Unser Rio-Duell sollte zunächst in Ipanema ausgetragen werden, am Montag früh um 5 Uhr auf Degen. Aber da die Angelegenheit tagelang Stadtgespräch gewesen war, so konnte es Herr Belisario Tavora mit seiner Frömmigkeit nicht vereinbaren, daß das harmlose Kinderspiel wirklich stattfindet. Er schickte daher Polizei aus und ließ den Zweikampf verhindern. Unblutig verlief der Morgen allerdings trotzdem nicht, denn das Polizeiautomobil stürzte auf dem Rückwege in den Straßengraben, und der Herr Delegado mitsamt den ihn begleitenden Reportern zog sich etliche Hautabschürfungen zu. Die Gerechtigkeit erfordert jedoch festzustellen, daß dies ein von den Duellkandidaten nicht gewünschtes Blutvergießen war. Da der treffliche Polizeichef sich das Vergnügen machte, die streitenden Parteien am Montag und Dienstag durch Geheimpolizisten überwachen zu lassen, so konnte man sich erst am Mittwoch für einen neuen Waffengang verabreden. Und zwar kamen die Sekundanten um 3 Uhr nachmittags zusammen. Sie setzten den Zweikampf auf 5 Uhr fest, und zwar auf der Esplanade des Wasserwerkes in Pedregulho. Von Degen sah man ab, da, wie es im Protokoll heißt, es sich inzwischen (!) herausgestellt hat, daß die beiden Kontrahenten des Fechtens unkundig sind, so daß sie beim Gebrauch der Degen in eine unangenehme Lage kommen könnten, und da der gewählte Ort einen langandauernden Kampf, wie er beim Fechten notwendig ist, nicht erlaubt. Offenbar hatte man sich inzwischen überlegt, daß das Herumfucheln mit den Stecheisen zufällig doch einen unfreiwilligen Aderlaß zur Folge haben könnte, während bei Schießeisen das unfreiwillige Treffen ziemlich ausgeschlossen ist. Es wurden also Pistolen gewählt, und zwar sollte ein einmaliger Kugelwechsel stattfinden. Die Duellanten hatten sich 22 Schritte voneinander entfernt aufzustellen, sich ihre minder schöne Seite zuzukehren und beim Kommando schnell kelut zu machen und ohne Zielen zu feuern. Es waren also alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen. Trotzdem erschien den Rächern ihrer Ehre die Situation bedenklich, denn als der Duelleiter den üblichen Versöhnungsversuch machte, erklärte Herr Vasconcellos kleinlaut, er sei gefordert worden und überlasse daher

alles seinen Sekundanten und dem Herrn Patrocínio. Und dieser erwiderte nicht minder kleinlaut, er könne ohne seine Sekundanten nichts entscheiden. Diese aber, deren Haut ja erst recht nicht gefährdet war, entwickelten natürlich bedeutend mehr Mut. Sie sagten, nachdem die Geschichte einmal so weit gediehen sei, müsse sie auch zu Ende geführt werden. Ganz Rio wisse von dem beabsichtigten und sie, die Sekundanten, würden schmähslich ausgelacht werden, wenn man nun ungeschossener Weise wieder auseinandergehe. Da ergaben sich die beiden in ihr Schicksal. Sie kehrten sich ihre Sitzflächen zu, nahmen die geladenen Pistolen zur Hand und kullten, sich auf Herrn Goulart de Andrades Kommando unweidend, herzlich ins Blaue. Darauf reichten sie sich gerührt die Hände und fielen den Sekundanten in die Arme. So endete das fürchterliche Duell Vasconcellos-Patrocínio mit zwei Löchern in der Luft und allgemeiner Verbrüderung. Die befleckte Ehre aber war bestens reingewaschen und prangt neugeplättet auf der Avenida Central.

Rio, Montag, den 21. Aug.

— Die Haltung Brasiliens in der Bekämpfung der Cholera fand in der letzten Zeit von Argentinien aus und von einem Teil der einheimischen Presse eine bittere Kritik. Nach dem Uebereinkommen von Rio de Janeiro aus dem Jahre 1904 sollten die Mächte Brasilien, Uruguay und Argentinien (auch Paraguay hat sich beteiligt) in der Senchenfrage völlig einheitlich vorgehen und von allen ihren Schritten sich gegenseitig Mitteilung machen. In der letzten Zeit wurden Meldungen verbreitet, wonach Brasilien und Italien vor dem Abschluß eines Vertrages ständen. Brasilien beschränkt die sanitären Maßregeln gegen italienische Einwanderer auf ein Minimum, bevorzugt überhaupt die italienische Einwanderung, während Italien die Auswanderung nach Brasilien möglichst erweitert. Nur die Lex Prinetti, welche die subventionierte Auswanderung verbietet, soll aufrecht erhalten bleiben. Darin sehen nun politische Kreise in Argentinien, Uruguay und Brasilien einen Vertragsbruch Brasiliens. In Rio traten nun vorgestern Aerztekommisionen der drei Länder zu einer Konferenz zusammen unter Führung der drei Direktoren des Sanitätsdienstes: Dr. Fernandez Espirio für Argentinien, Dr. Nicolau Lozomo für Uruguay und Dr. Pacheco Leão für Brasilien. Die fremden Aerzte kamen nach Prüfung der sanitären Maßregeln Brasiliens zur Ueberzeugung, daß Brasilien sich „noch nicht ganz vom Boden des Sanitätsabkommens entfernt habe“. Einige Artikel des Staatsvertrages müßten allerdings hierzulande erst noch beobachtet werden, ehe der Vertrag als erfüllt anzusehen sei. Wir haben schon jüngst in einem Leitartikel auf Bestrebungen hingewiesen, deren Erfüllung einen Vertragsbruch darstellen würde.

— Der bekannte französische sozialistische Abgeordnete Jaures, einer der hervorragendsten Redner in ganz Frankreich, hält in Rio zurzeit Vorträge von allgemeinem Interesse. Am Mittwoch sprach er über die politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung in Frankreich und in Amerika. Hierbei hob er besonders den Gang der Ereignisse in Brasilien hervor, wußte auch manch geistreiches und schmeichellhaftes Wort über die portugiesische und brasilianische Literatur im allgemeinen, sowie den einheimischen Dichter Euclides da Cunha im besonderen zu sagen.

— Die Lieferungen für die neuen Wasserleitungsanlagen in Bello Horizonte wurden der deutschen Großfirma Hermann Stoltz & Co. übertragen.

— Der Arzt Dr. Paulo Raydner do Amaral wurde beim Baden am Copacabanastrand plötzlich walunsinnig und ging im Badekostüm am Strand spazie-

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721 Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard. João Heinrich

ren. Sein Zustand verschlimmerte sich noch, als man ihn nach Hause brachte, so daß er ins Krankenhaus geschafft werden mußte.

— Beim Vortrag des französischen Sozialisten Jaurés im Munizipaltheater von Rio sollen nur 82 Personen zugegen gewesen sein.

Rio, Dienstag, den 22. Aug.

— Wie erinnerlich, wohnten der Bundespräsident, der Kriegsminister und einige höhere Offiziere von den technischen Waffen neulich einer Vorführung des lenkbaren Torpedos Lamarão bei. Die Bundesregierung hat nun die Ingenieuroffiziere Oberst José Bevilacqua, Major Antouio Carlos Brazil und Major João de Albuquerque Serejo beauftragt, die Erfindung zu studieren. Auf Grund ihres Berichtes wird die Regierung sich entschließen, ob sie die Erfindung ankaufen soll oder nicht.

— Die Pächterin der Bahnen im Staate Rio Grande do Sul, die Compagnie Auxiliaire des Chemins de Fer du Brésil, wird demnächst dem Verkehrsminister einen Plan über die Neuorganisation des Bahnnetzes jenes Staates unterbreiten. Der Verkehr soll verbessert und außerdem eine Vereinheitlichung und Herabsetzung der Tarifsätze vorgenommen werden. Die Pachtgesellschaft hat sich natürlich nicht aus eigenem Antrieb entschlossen, endlich den berechtigten Wünschen der Bevölkerung von Rio Grande do Sul nachzukommen und die Handel und Verkehr schwer schädigenden Zustände auf ihren Linien zu beseitigen. Sie gibt vielmehr dem vom Verkehrsminister auf sie ausgeübten Drucke nach. Weh tut sie sich dabei nicht, denn im ersten Halbjahr 1911 betrugen ihre Einnahmen 6.449:745\$847 und ihre Ausgaben 4.009:918\$332. Es geht ihr also recht gut. Wir können nicht umhin, uns zu wundern, warum denn Herr Pinheiro Machado, der allmächtige, sich der Interessen seines Heimatstaates nicht besser angenommen hat. Erst mußte Herr Seabra, mit dem der Gauchogeneral bekanntlich noch nie gut stand, Minister werden, ehe Rio Grande do Sul die Erfüllung von Forderungen erreicht, die eben so alt wie berechtigt und für die Entwicklung des Staates unerlässlich sind.

— Unter dem Vorsitz des Landwirtschaftsministers trat die Kommission zusammen, die die Grundlagen für den Entwurf eines Bundes-Forstgesetzes studieren soll. Es wurde beschlossen, den Dr. Luiz Felipe Gonzaga de Campos vom Geologisch-Mineralogischen Amt zum Eintritt in die Kommission aufzufordern. — Wenn die Sitzung weiter kein Ergebnis hatte, so ist das herzlich wenig, so wenig, daß es auch vermittels eines Zirkulars an die Kommissionsmitglieder hätte beschlossen werden können. Da man dabei ist, die Kommission durch Sachverständige zu ergänzen, so sei uns übrigens die Frage gestattet, warum man nicht auch Herrn Dr. von Jhering vom Paulistaner Staatsmuseum beruft, dessen Aufsätze über Waldverwüstung und Wiederaufforstung zu dem Besten gehören, was über dieses Thema in Brasilien geschrieben wurde.

— Mit allen Mitteln kämpft ein Teil der Presse, unterstützt von einigen Offizieren, gegen die Berufung deutscher Instrukteure. Es kommt diesen Gegnern nicht darauf an, auch ihre eigene Regierung

und ihr eigenes Land verächtlich zu machen und herabzusetzen, nur um das Volk gegen die Deutschen aufzubringen. Am Sonnabend hat sogar das „Journal do Brazil“, das an und für sich regierungsfreundlich ist und auch Deutschland nicht feindlich gegenübersteht, sich einen furchtbaren Bären aufbinden lassen. Es meldete, der englische Kreuzer „Glasgow“ sei nach Rio gekommen, um einen Druck auf unsere Regierung auszuüben. England habe das Versprechen gehabt, daß unsere Marine ihre Instrukteure aus England beziehen werde. Ehe aber noch die Verhandlungen in die Wege geleitet waren, habe der Deutsche Kaiser an den Marschall Hermes telegraphiert, daß demnächst deutsche Offiziere abreisten, die er unserer Regierung zu Verfügung stelle. Der Bundespräsident habe einen schönen Schreck bekommen, als er das Telegramm las, denn er habe niemals Deutschland um Marineinstrukteure ersucht. Aber da die Sache einmal soweit gediehen war, habe er befohlen, strengstes Stillschweigen zu beobachten. Nun ist erfahrungsgemäß eine Sache, die diskret behandelt werden soll, bei uns schneller an der großen Glocke, als eine andere, die sich in aller Öffentlichkeit abspielt. So sei es gekommen, daß die französische Gesandtschaft von dem Telegramm Wind bekam und die Engländer benachrichtigte. Darauf habe die englische Regierung dem Geschäftsträger durch den Kommandanten der „Glasgow“ die Instruktion zugehen lassen, unsere Regierung an ihr Versprechen zu erinnern. Diese Erinnerung in Anwesenheit des Kreuzers sehe einer Drohung ähnlich. Natürlich erregte die Nachricht ungeheure Sensation, zumal man bei uns vor englischen Kreuzern einen Heidenrespekt hat. Daß die „Glasgow“ schon längere Zeit an südamerikanischen Küsten herumgondelt, daß also der Geschäftsträger keine Instruktionen durch den Kommandanten zugestellt erhalten konnte, da ja inzwischen die „telegraphierten Offiziere“ schon eingetroffen sein müßten, daran dachte niemand. Außerdem war die Hetze ziemlich dumm inszeniert, denn es war nicht ausgeschlossen, daß das Volk, wenn der Schwundel zog, gegen England aufgebracht wurde, das die Lebenswürdigkeit des Deutschen Kaisers durch brutale Drohung unwirksam zu machen suche! Zum Ueberfluß hat aber der Bundespräsident der Presse durch die Präsidialkanzlei folgende Erklärung zugehen lassen: „Die Nachricht über eine fremdländische Intervention, die in einem kommentierten Telegramm eines Morgenblattes enthalten war, ist gänzlich falsch. Es handelt sich um eine Angelegenheit, in der die Initiative ausschließlich der brasilianischen Regierung zukommt. Keine fremde Regierung hat Brasilien gebeten oder gedrängt, Instrukteure von ihr zu erbitten. Ein derartiges Ausbitten müßte jede Regierung, die Selbstachtung besitzt, zurückweisen. Die Veröffentlichung ist weiter nichts als eine alberne Phantasie, die absolut jeder Grundlage entbehrt.“ Beachtenswert ist diese offizielle Auslassung insofern, als sie das Kommen deutscher Instrukteure nicht in Abrede stellt. Wie wir aus sicherer Quelle hören, geschieht das mit gutem Grund nicht. Ueber die Armeetraineeinstrukteure ist eine Vereinbarung mit Deutschland nämlich endlich erfolgt und die Herren

sollen in allernächster Zeit ausreisen. Ueber die Marineinstrukture wird noch verhandelt, und zwar ebenfalls mit Deutschland. Das ist, wie wir gelegentlich schon einmal hervorhoben, vernünftig, denn Heer und Flotte müssen im Kriege zusammenwirken und werden daher zweckmäßiger Weise nach einheitlichen Gesichtspunkten organisiert. Da die Ausbildung der deutschen Flotte der englischen selbst nach englischem Urteil nicht nachsteht, so liegt auch nicht der geringste Grund für uns vor, nicht auch deutsche Marineinstrukture zu berufen. Uebrigens sollen weder im Heere noch in der Flotte die Instruktionsoffiziere Kommandostellen erhalten. Die leitenden Stellen bleiben in einheimischen Händen, sodaß die nationale Empfindlichkeit nicht verletzt wird.

— Wie wir neulich mitteilten, hat der brasilianische Positivist-, „Apostel“ Dr. Mendes Teixeira dem Baron von Rio Branco einen Brief geschrieben, in dem er ihm im Namen und im Auftrage des Dr. Gabriel Piza um Verzeihung für die irr-sinnigen Telegramme bittet, die der frühere Gesandte dem Minister schickte. Die Anregung dazu war allerdings von dem „Apostel“ selber ausgegangen, was den Wert der Bitte bedeutend herabsetzt. Der Baron hat darauf geantwortet. Er nimmt von der Sülme Kenntnis und erklärt, daß er persönlich verzeihe, da die alte Religion, in der er erzogen worden sei und der er von Herzen anhänge, diese Forderung schon seit nahezu zwei Jahrtausenden aufstelle. Diese Betonung des Alters ist eine Gegenüberstellung mit dem Positivismus, die in einem solchen Briefe nicht angebracht war, denn der Empfänger muß sie unwillkürlich als einen Hieb empfinden. Recht wenig stimmt dazu freilich der Anfang und der Schluß. Der Baron gebraucht die ausgefallene, feierliche Redewendung: „Herr meiner höchsten Achtung“ als Anrede und küßt Herrn Teixeira zum Schluß die Hände! Angesichts dieses Briefes kann man auf allerlei sonderbare Gedanken kommen.

— Das Schmerzenskind, genannt Lloyd Brasileiro, sitzt wieder einmal auf dem Trockenen. Das war voraussehen und ist von uns schon anläßlich der letzten Hilfsaktion unter der vorigen Regierung gesagt worden. Das Einzige, was ihn hätte retten können, wäre die Verlängerung seines Vertrages um soviel Jahre gewesen, als nötig waren, eine Anleihe aufzunehmen, zu deren Verzinsung und Amortisation die Regierungssubvention gedient hätte. Mit dieser Anleihe hätte die Gesellschaft die dringend notwendige Erneuerung ihrer Flotte vornehmen und sich das erforderliche Betriebskapital sichern können. Statt dessen aber beschränkte man sich darauf, dem Lloyd durch die Bank von Brasilien kleine Anleihen geben zu lassen, mit denen nichts anzufangen war, deren Gesamtbetrag aber schließlich auf 20.000 Contos stieg. (Die Folgen dieses Handelns für die Bank werden in einer anderen Notiz der heutigen Nummer erörtert.) In der letzten Zeit hörte die Bank nicht nur mit den Vorschüssen auf, sondern begann obendrein ihren Schuldner zu drücken. Da tauchten die Gerüchte von Verhandlungen über den Verkauf des Lloyd an ausländische Unternehmungen auf. Die Gerüchte wurden auch von uns wiedergegeben. Zum Verkauf ist es jedoch nicht gekommen, denn die Regierung hat keine der Offerten für annehmbar gefunden. Herr Buarque de Macedo sah nun keinen anderen Ausweg als die seiner Leitung unterstehende und grösstenteils auch ihm gehörige Rhederei der Regierung zu übergeben. Das ist ein „Geschenk“, von dem die Regierung natürlich nicht sehr erbaut ist. Aber es bleibt ihr nichts übrig, als es anzunehmen, denn der Dienst nach unseren kleinen Küstenplätzen muß

um jeden Preis aufrecht erhalten werden. Vorläufig hat man sich in der Weise geholfen, daß die Bank von Brasilien als die Hauptleidtragende am Sonnabend alle erreichbaren Aktien des Lloyd aufkaufte, und das waren nicht wenige. Die Bank wird sich voraussichtlich heute das Unternehmen übergeben lassen, zu dessen erstem Direktor der Verkehrsminister am Sonnabend den Ingenieur Osear Trompowsky Leitão de Almeida ernannte. Aber das kann natürlich nur ein Provisorium sein. Die Bank und die Regierung werden sehen, den Lloyd bald wieder loszuwerden. Wenn das deutsche Kapital die Sache geschickt anfängt, könnte es sich in den Besitz der Rhederei setzen, die unter unsichtiger Leitung eine Goldgrube werden muß, namentlich wenn sie mit den großen nach Brasilien fahrenden deutschen Schifffahrtsgesellschaften Hand in Hand arbeitet.

— Das Bundesgesetz für dieses Jahr hatte festgesetzt, daß die Beiträge zur Pensionskasse der Bundesbeamten, in Höhe von 10 Prozent des Gehaltes, wieder eingezogen werden sollten. Da die Bestimmung im Budgetgesetz steht, das nur für ein Jahr Giltigkeit hat, so gilt sie natürlich auch nur für ein Jahr, nämlich für das laufende. Anders aber denkt die Bundesregierung, sie hat nämlich im Ausführungsdekret soeben angeordnet, daß die Beiträge für die ganze Zeit seit der Aufhebung, also seit 1897, nachzuzahlen seien! Ein Beamter, der am Tage nach der Aufhebung ernannt wurde, hätte also jetzt für 14 Jahre nachzuzahlen. Das ist, obwohl die Nachzahlung in Raten erfolgen soll, bitter. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Beamten erbittert sind, und da die rechtliche Grundlage des Dekrets mehr als unsicher ist, so werden die Beamten die Gerichte anrufen. Wir sind überzeugt, daß sie Recht bekommen. Den Etat balanzieren ist ein lobenswertes und nützlichcs Unternehmen, das aber die Regierung kein Recht gibt, ihre Befugnisse zu überschreiten.

Aus den Bundesstaaten.

Vom 18. August.

Rio de Janeiro. In Santo Antonio de Padua versuchte ein Unbekannter den allgemein geachteten Polizeidelegado zu ermorden. Die aufgebrachte Bevölkerung lynchte den Mann. Aus der Hauptstadt Nietheroy ist ein Delegado zur Feststellung des Sachverhalts eingetroffen.

Bahia. Der bekannte und einflußreiche Politiker Dr. José Gonçalves ist auf seiner Fazenda Piaba in Munizip Bomfim, Staat Bahia, gestorben. Er genoß großes Ansehen als Landwirt und Viehzüchter.

Matto Grosso. Ein Herr Joseph R. Guimarães verklagte den Staat Matto Grosso auf 7550 Contos. So hoch soll der Schaden sein, den ihm die Staatsregierung durch Störung seines Besitzes verursacht hat.

Parana. In Itapirissu, Munizip Rio Branco, wurde der Polizeikommissar Wilhelm Klüppel bei einer Rauferei, die er schlichten wollte, schwer verwundet. Der Polizeichef traf die erforderlichen Maßregeln zur Bestrafung der Schuldigen.

Rio Grande do Sul. Gewaltige Aufregung verursachen die vielen Roheitsverbrechen im Bezirk von Itaquy. Eine Räuberbande plündert dort die Ansiedlungen. Verschiedene Häuser sind in Brand gesteckt worden. Eine Frau wurde vergewaltigt und zu Tode gemartert. Sodann schlachteten die entmenschten Verbrecher ihre drei kleinen Kinder nach allen Regeln der Kunst ab. Auf diese Weise wird die

Einwanderung sehr gefördert, indem man den Einwanderern überläßt, selbst für ihre Sicherheit zu sorgen.

Vom 19. August.

Minas. Der Handel protestiert und reklamiert beständig gegen die miserablen Verkehrsverhältnisse auf der Zentralbahn sowie auf der Westminasbahn. Letztere hat in Bello Horizonte, obwohl der Betrieb seit länger als einem Monat eröffnet ist, noch nicht einmal ein Stationsgebäude errichtet. Der Personen- und Frachtverkehr muß sich auf offener Straße abwickeln.

Matto Grosso. Die Staatsregierung beabsichtigt, den Schulunterricht zu reorganisieren. Sie ernächtigte Herrn Dr. Octavio da Costa Marques, der sich zurzeit in Rio aufhält, bei seiner Ankunft in S. Paulo mit der Regierung des Staates S. Paulo zu verhandeln und neue Lehrkräfte für Matto Grosso zu gewinnen. Der Paulistaner Schulmann Leovegildo Martins ist bereits mit der Reform des Unterrichtswesens in Matto Grosso beschäftigt.

Pernambuco. Das gelbe Fieber tritt in Pernambuco epidemisch auf und hat bereits viele Opfer gefordert. Nach dem letzten Halbmonatsbericht kamen ferner 260 Todesfälle an schwarzen Blattern und 360 andere Sterbefälle infolge schwerer Seuchen vor. Die Sterblichkeit betrug aufs Jahr berechnet 86 pro Mille.

Vom 21. August.

Minas. Die Municipien Villa Platina und Uberabinha nehmen neue Anleihen auf. Die Verträge wurden in Bello Horizonte bereits unterzeichnet.

— Von den 35.000 Aktien des Banco do Credito Real de Minas in Juiz de Fora sind bereits 20.000 Stück in die Hände eines französischen Syndikates übergegangen. Dr. José Pedro Drummond ist entschlossen, eine neue Bank zu gründen, wenn die Franzosen die Leitung der Bank an sich reißen.

— Die Companhia Industrial de Electricidade do Rio pachtete von Frau Maria da Rocha Vaz auf fünfzig Jahre um einen jährlichen Pachtschilling von 15 Contos den großen Wasserfall auf der Fazenda Helena; die Gesellschaft wird in Juiz de Fora eine chemische Fabrik errichten und hierzu die elektrische Kraft verwerten.

— Die Minenindustriellen Trajano de Medeiros und Carlos Wigg erwarben im Distrikt S. Pedro de Alcantara bei Juiz de Fora einen Teil der Fazenda Coqueiros um 160 Contos von Herrn Dr. Marcello Bifano. Auf dem angekauften Terrain befindet sich ein sehr bedeutender Wasserfall, der ebenso wie sechs andere, welche die beiden Unternehmer in der Nähe von Juiz de Fora bereits erworben haben, zur Lieferung von elektrischer Kraft für die neuen Eisenhüttenwerke bestimmt ist.

— Die Finanzen von Minas Geraes werden, wie wir bereits meldeten, von dem Zivilistenblatt „Pharol“ einer scharfen Kritik unterzogen. Die Zeitung bringt immer neues, aufsehenerregendes Material. Namentlich die Vorgänge bei Gründung der neuen französischen Hypothekenbank und die Bestrebungen, durch Gewährung von Anleihen die Municipien zu knebeln, wachsen sich zu einem Skandal aus. Dazu kommen noch die ungeheuerlichen Forderungen der Herren Medeiros de Trajano und Carlos Wigg, welche Staats- und Privatbesitz den beiden Spekulantenn rücksichtslos ausliefern sollen. Daß sich überhaupt Staats-Deputierte fanden, die ein solches schändliches Privilegiengesetz im Kongreß einbrachten, wirft ein sehr schlechtes Licht auf die Zustände in Minas — wenn das Blatt die Wahrheit sagt, was natürlich nicht unbedingt sicher ist.

Parana. Ein nordamerikanisches Syndikat erwarb 60.800 Alqueiren Ländereien bei Itajahy. Die Gegend ist sehr fruchtbar und eignet sich nament-

lich für Kaffee und Zuckerrohr.

— Die Companhia Lambertini wird gegen die Unternehmer des Guayra-Theaters in Curitiba eine Schadenersatzklage anstrengen, weil diese sich der Fortführung ihrer Vorstellungen widersetzen.

Santa Catharina. Der Staatskongreß genehmigte einstimmig in dritter Lesung den Bau der neuen elektrisch zu betreibenden Eisenbahn von Florianopolis nach Lages.

Vom 22. August.

Rio de Janeiro. Am 13. d. M. veranstalteten frühere Schüler und Freunde der Deutschen Evangelischen Gemeindeschule in Petropolis eine Theater-Vorstellung zum Besten dieser Schule. Das Wetter war leider nicht günstig, so daß der Besuch nicht so gut war, wie zu erwarten gewesen wäre. Immerhin war die Einnahme ziemlich gut, so daß trotzdem einige Hundert Milreis übrig geblieben sein dürften. Die beteiligten Künstler machten ihre Sache recht gut und ernteten wohlverdienten, reichen Beifall. Es wurden 4 Stücke aufgeführt, wovon zwei in portugiesischer Sprache. Man hatte diesmal nur lustige Sachen gewählt und die Auswahl war eine glückliche; denn die aufgeführten Possen und Schwänke waren von überwältigender Komik, so daß sich das Publikum nach Herzenslust anschlachten konnte. Besonders das letzte Stück des Programms, „Ein anonymer Liebesbrief“, hatte einen außerordentlichen Lacherfolg. Dabei muß bemerkt werden, daß gerade dieses Stück an die Schauspieler sehr hohe Anforderungen stellt, welche aber voll auf erfüllt wurden, so daß die Vorstellung als in allen Teilen wohl gelungen bezeichnet werden kann.

— Am 29. d. M. wird eine große Kinematographen-Vorstellung zum Besten des Kolerdenkmals stattfinden. Die Denkmalkommission beabsichtigt von jetzt ab eifrig an der Verwirklichung des Planes, dem Gründer der Stadt Petropolis ein Denkmal zu setzen, zu arbeiten. Seither hat sich die Kommission einige Zurückhaltung auferlegt, da auch für das Denkmal des Kaisers D. Pedro II. gesammelt wurde, welches inzwischen fertiggestellt worden ist. Hoffentlich gelingt es der Kommission bald, die Mittel für das Kolerdenkmal zusammenzubringen. Julius Köhler, ein früherer preußischer Offizier, hat sich als einer der ersten deutschen Kulturpioniere in Brasilien hohe Verdienste erworben, so daß man auch in lusobrasilianischen Kreisen der Errichtung eines Kolerdenkmals sympathisch gegenübersteht.

Rio Grande do Sul. Der Großkaufmann Henrique Sanderitz in Porto Alegre, der das Amt eines belgischen Konsuls versah, ist tödlich verunglückt. Er machte sich mit einem geladenen Revolver zu schaffen, der sich plötzlich entlud. Die Kugel zerschmetterte den Kopf des Verstorbenen. Der Fall erregt begreiflicherweise in Porto Alegre großes Aufsehen.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Die deutschfreundliche Haltung des „Jornal do Commercio“ von Rio in der Angelegenheit der fremden Militärinstruktoren wird in Deutschland günstig kritisiert.

— Die Londoner „Daily News“ veröffentlichen aus der Feder von zwei englischen liberalen Abgeordneten Artikel über die Marokkofrage, welche im Gegensatz zu der Stellungnahme des liberalen Ministers Lloyd George, den deutschen Standpunkt vollständig billigen. Die beiden Parlamentarier Noel Buxton und Lord Ponsonby, erkennen die

politische Notwendigkeit und die formale Berechtigung des deutschen Vorgehens an und tadeln insbes. die deutschfeindlichen Wendungen in der Rede Lloyd Georges, welche er vor der Londoner Hochfinanz in der Mansion Hall gehalten hat.

— Der französische Botschafter Cambon übermittelte Herrn von Kiderlen-Wächter die neuen Erklärungen seiner Regierung. Der deutsche Staatssekretär des Aeußeren beriet die Vorschläge Frankreichs wie stets mit Herrn von Lindquist, dem Kolonialsekretär und wird zusammen mit dem Reichskanzler nach Schloß Wilhelmshöhe reisen, um dem Kaiser Vortrag zu halten. Ueber den Inhalt der neuen Darlegungen Frankreichs gibt die deutsche Regierung keine Mitteilungen heraus.

— Zur Feier des Geburtstages des Kaisers Franz Josef von Oesterreich wird am 18. August in Wilhelmshöhe ein Bankett stattfinden, an welchem der Reichskanzler Bethmann-llweg und Herr von Kiderlen-Wächter teilnehmen werden.

— Die sozialdemokratische Partei ist nach dem Bericht des Parteivorstandes von 720.083 auf 835.562 organisierte Mitglieder angewachsen, in die Parteikasse flossen nach den telegraphischen Meldungen 1.300.000 Mk. Tatsächlich dürfte eine Null zu wenig telegraphiert worden sein. Die starke Mitgliederzunahme gibt der Partei erfreuliche Ausichten für die nächsten Reichstagswahlen im Januar 1912. Die Zahl der sozialdemokratischen Wähler wird sicher weit mehr als 4 Millionen betragen.

— Im großen Belt, zwischen Seeland und Fünen stießen zwei manövrierende deutsche Torpedoboote zusammen. Eines derselben sank sofort, das andere erlitt schwere Havarie. Die Mannschaften sind sämtlich gerettet.

— Die Abmachungen bei der Entrevue in Potsdam zwischen dem deutschen Kaiser und dem Zaren Nikolaus werden schon in den nächsten Tagen in Form eines Staatsvertrages zwischen Deutschland und Rußland offiziell ratifiziert.

— Der russische Minister des Aeußern, Graf von Sassanow, wird demnächst als Botschafter an den Quirinal gehen. An seiner Stelle wird Tschervykov (Tscharykow?) Minister des Aeußern.

— Der preußische Landwirtschaftsminister, Herr von Schorlemer, lenkte die Aufmerksamkeit der Landwirtschaftskammern auf den Mangel an schlachtbarem Vieh, eine Folge der Maul- und Klauenseuche und des Futtermangels. Die letzte außerordentliche Viehzählung hat in Deutschland die überraschende Tatsache bestätigt, daß zwar der Schweinebestand in den letzten Jahren bedeutend (um ca. 18 Prozent) zunahm, alle andern Viehgattungen aber stark abnahmen, insbesondere das schlacht reife Vieh und die Schafe. Der Konsum hat also in Deutschland die Viehbestände gelichtet. Die Viehproduktion genügt den Ansprüchen an den Markt nicht, geschweige denn, daß sie sich der Bevölkerungsvermehrung von jährlich 900.000 Seelen anpaßt. Angesichts der Tatsache, daß die Pferde und sogar Hundschlachtungen gewaltig anschwellen, ist die hartnäckige Weigerung der Agrarier gegen die Einfuhr gesunden und billigen Fleisches ein Hohn auf die öffentliche Hygiene und zweckmäßige Volksernährung. Das Volk wird mit dem Wahlzettel in der Hand über diesen wirklichen Vaterlandsverrat aus rein egoistischen Motiven quittieren. Wir Deutsche in Brasilien haben besonderen Anlaß gegen die Agrarpolitiker in Deutschland alles andere als freundlich gestimmt zu sein. Suchen doch diese Kreise die Zufuhr neuen deutschen Blutes nach Südamerika, insbes. Brasilien zu verhindern, weil die schwach bemittelten Auswanderer wirtschaftlich erstarken und der deutschen Landwirtschaft, d. h. den ostelbischen Großgrundbesitzern Konkurrenz machen könnten. Darum lieber Hund- und Pferdefleisch für die deutschen Landsleute, den Plebs. Der Erlaß des Landwirtschaftsministers gewinnt somit auch für uns Interesse. Er zeigt wie die Regierung mit einer liberalen und sozialdemokratischen Hochflut rechnet und allmählich und zaghaft von den Konservativen abrücken will. Schade daß nicht Rücksichtnahme auf das Volkwohl die Regierung in Deutschland zu einer Aenderung in der Politik veranlassen. — Die Gründe hierfür bestehen schon seit Jahren — sondern vermeintliche politische Klugheit und

Vorsicht. Bei diesen Beweggründen ist auch für die Zukunft nicht viel zu hoffen.

— am 8. August wurden bei Mogador zwei deutsche Agenten der Gebrüder Mannesman von marokkanischen Räubern gefangen genommen.

— Die englischen Meldungen von der Niedermetzelung der Kolonne Frankenberg die wir auch verzeichnet haben, stellen sich als vollkommen falsch heraus. Hauptmann von Frankenberg ging allerdings mit einer Kolonne ins Ngamiland im Kachrivizipfel im Nordosten von Deutsch-Südwest-Afrika ab, aber nur zu wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, nicht militärischen Zwecken. Eine zeitlang blieb man von ihm ohne Nachricht, was bei den dortigen Verkehrsverhältnissen selbstverständlich ist. Die Tataranmeldungen von einer Niedermetzelung über Englisch-Ngamiland sind eine zarte Aufmerksamkeit unseres englischen Vettters.

— Soweit ein verstümmeltes Telegramm erkennen läßt, ist im Hospital von Trier ein dort eingeschaffter Leutnant von Glycinsky von seinem Bruder ermordet worden.

— Der Herzog Adolph Friedrich von Mecklenburg, der im preußischen Heer den Rang eines Majors einnimmt und der in Kolonialfragen eine Autorität ist, kehrt in diesen Tagen von einer langen Reise in das französische Kongogebiet nach Berlin zurück. Er machte im Innern gründliche Forschungen, namentlich in den Gebieten von Tschari, am Tschadsee und bei Abicher. Der Herzog, ein Mann von 37 Jahren, ist auch ein ausdauernder Jäger und unterwirft sich wie jeder Einzelne seines Gefolges allen Anstrengungen. Mit den französischen Offizieren und Kolonialbeamten stand er sich ausgezeichnet. Ueber den französischen Kongo hat er sich sein Urteil dahin gebildet, daß die Kolonie außerordentlich reich und entwicklungsfähig ist. Vorher hat der Herzog die deutschen Kolonien Togo, wo er noch durch den früheren Gouverneur Graf Zech empfangen wurde, und Kamerun besucht. Er hat über diese beiden Kolonien eingehende Berichte nach Berlin gesandt. Der Herzog ist demnach in der Lage, zwischen diesen Kolonien und dem französischen Kongo einen Vergleich anzustellen. Aus seiner hohen Meinung über den letzteren hat er nie ein Hehl gemacht und man nimmt daher in der französischen Besetzung an, daß die Schilderungen des Herzogs entscheidend waren für die Forderungen, welche Deutschland im Marokkohandel an Frankreich stellt.

— Der Direktor des Sekretariats im russischen Ministerium des Aeußern, Neratow, wird vom Kaiser Nikolaus in den nächsten Tagen in Audienz empfangen, um über das deutsch-russische Defensivbündnis und die Unterzeichnung des Uebereinkommens, Vortrag zu erstatten.

— In dem kleinen savoyischen Badeort Aix-les-Bains, beschimpften französische Offiziere die deutsche Flagge. Die deutsche Regierung verlangte durch den Botschafter von Schoen sofort volle Genugtuung mit Rücksicht auf die entsprechende Meldung des „Matin“ in Paris. Der französische Ministerpräsident Cailloux ordnete sofort eine Untersuchung an und konnte der deutschen Regierung alsbald mitteilen, daß an der ganzen Sensationsnachricht aber auch nicht ein wahres Wort sei. Der deutschen Regierung ist es durch ihre sofortige Beschwerde mit dem Hinweis auf die Quelle der Informationen einmal gelungen nachzuweisen, daß von Paris aus ständig an einer Verhetzung der beiden Nationen gearbeitet wird.

— In den letzten Tagen waren Gerüchte verbreitet worden, daß Deutschland Spanisch-Guinea ankaufen wolle. Diese Meldungen sind frei erfunden.

— Die Marokkoverhandlungen erfahren gegenwärtig eine Pause. Der Reichskanzler und der Staatssekretär des Aeußern sind in Wilhelmshöhe und haben an den Festlichkeiten zu Ehren des Kaisers Franz Joseph teilgenommen. Der französische Botschafter reiste nach Paris zur Besprechung mit der französischen Regierung. In Wilhelmshöhe fanden sehr lange Konferenzen über die äußere Politik

des Reiches statt.

— In Berlin sind die nordamerikanischen Offiziere eingetroffen, welche auf Einladung des Kaisers an den großen Manövern teilnehmen.

— In den „Preußischen Jahrbüchern“ ist vor einiger Zeit ein sehr eingehender Artikel erschienen, der sich mit der Dänenfrage in Nordschleswig beschäftigt. Darin wird dem Staate Dänemark der Rat gegeben, sich vollständig von den Bestrebungen der Eiderdänen loszusagen und sich mit dem benachbarten großen Deutschen Reiche, dem natürlichen Absatzgebiet für Dänemark, auf guten Fuß zu stellen. Der Artikel rührt, wie jetzt bekannt wird, von einem hohen dänischen Beamten her und gibt die Meinung der dänischen Regierung wieder.

— Am Samstag nachmittags ist in St. Petersburg der deutsch-russische Vertrag, der für die internationale Politik einen wichtigen Wendepunkt bedeutet, von dem Direktor des Sekretariats im russischen Ministerium des Aeußern Neratow und dem deutschen Botschafter Grafen von Pourtalès in aller Form unterzeichnet worden. Wie gemeldet, beschäftigt sich der Vertrag u. a. mit der deutschen Bagdadbahn und dem Anschluß der russisch-persischen Bahnen an dieses Verkehrssystem. In den hochpolitischen Kreisen macht die neu besiegelte deutsch-russische Freundschaft, mit der sich beide Staaten einander den Rücken decken, großen Eindruck, da sich die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich, dem Verbündeten Rußlands immer mehr verschärfen. Die vorsichtige und zugleich entschlossene Politik Kiderlen-Wächters wird in England und Frankreich mit Unruhe verfolgt. Von Wien aus wird sie rückhaltlos unterstützt.

— Die Dockarbeiter in Hamburg erklärten sich mit den englischen Seeleuten und Transportarbeitern solidarisch. Kein Schiff das nach England geht oder von England kommt, wird mehr Arbeiter finden.

— Der deutsche Kaiser hielt an die Gymnasiasten von Kassel eine Ansprache. Sie sollten das Studium der klassischen Sprachen und nach dem Vorbild der Nordamerikaner den Sport pflegen und der Mäßigkeitsbewegung sich anschließen.

— Der türkische Kronprinz Zia-Eddin-Effendi unternimmt nächstens eine Reise nach Berlin.

— Der neue deutsch-russische Vertrag wird in der deutschen Presse sehr günstig beurteilt. Der Lokalanzeiger weist darauf hin, daß die Marokkofrage die deutsch-russischen Beziehungen gar nicht berührt habe noch berühren werde. Frankreich möge daraus seine Schlußfolgerungen ziehen. Die Vossische Zeitung meint, daß die Isolierung Deutschlands in der europäischen und internationalen Politik nun auch fernerhin beseitigt sei.

— Die französische Regierung erklärt, sie wünsche Anfangs September die einstweilen unterbrochenen Marokkoverhandlungen wieder aufzunehmen. Die deutsche Regierung erklärte sich hiermit einverstanden, ließ aber Frankreich wissen, daß sie auf ganz wesentlich höheren territorialen Kompensationen und anderen viel weiter gehenden Zugeständnissen bestehe, als sie Cambon bisher in Aussicht gestellt habe. Wenn Frankreich darauf nicht eingehe, werde Deutschland völlig selbständig in Marokko vorgehen und die nötigen Konsequenzen ziehen.

— Bei Frankfurt am Main ist die große Fahrrad-, Nähmaschinen- und Automobilfabrik von Adam Opel niedergebrannt. Nur wenige Gebäude blieben unbeschädigt. 2000 Arbeiter werden hierdurch vorübergehend beschäftigungslos. Der Schaden beläuft sich auf ca. 4 Millionen Mark.

— Der englische Streik ruft im ganzen europäischen Handel die größten Störungen hervor. In Hamburg und in den übrigen Nordseehäfen lagern gewaltige Mengen von Waren, welche nicht nach England gebracht werden können. Auch in Frankreich hat der Handel bereits riesige Ausfälle zu verzeichnen. Dänemark, Holland und Frankreich spüren die Folgen besonders stark, weil sie viele Lebensmittel, wie Gemüse, Eier, Butter, Fleisch nach England transportieren, die sich nicht allzulange lagern lassen, auch nicht schnell anderwärts abgesetzt werden können. In Hamburg dagegen

wird der gesamte an den Markt gebrachte Buttevvorrat schlank aufgenommen und dem inländischen Verbrauch zugeführt, obwohl die Preise ca. 8—10 Mark höher sind als die Berliner Großhandelspreise.

— Die marokkanischen Scheiks aus dem Hinterlande von Agadir machen große Reisen um die Schiffe der Alemanis, der Deutschen, zu sehen und die deutschen Kapitäne zu begrüßen. Sie verlangen die deutsche Oberhoheit. Natürlich können die Kapitäne der „Berlin“ und des „Eber“ diesen Wunsch nicht erfüllen, weil sie hierzu keine Ermächtigung haben. Diese Besuche gewinnen besondere Bedeutung, weil der Sultan und sein französischer militärischer Ratgeber den Kaid M'Tugi nach dem Süden in geheimer Mission geschickt haben. Leider wurde der Zweck seiner Reise und ihre Urhebererschaft vorzeitig verraten, sodaß dem Sendboten seine Absicht kaum gelingen dürfte, im Süden bei Agadir Umruhen anzustiften und den Einmarsch der französischen Truppen zu rechtfertigen. In Tardant bei Mogador dagegen kam es am letzten Samstag zu Reibereien. Hierbei wurde ein Vertreter der Brüder Mannesmann verwundet. Diese Kämpfe hatten aber das unerwartete Resultat, daß die marokkanischen Stämme in der Umgebung von Tardant und Mogador um die Entsendung der deutschen Schiffe von Agadir aus bitten.

— Der Erfolg der deutschen Diplomatie, der sich im Abschluß des deutsch-russischen Vertrages zeigt, wird von der englischen und französischen Presse lebhaft erörtert. Die „Daily Graphic“ nennt ihn einen großartigen Triumph. Charakteristisch ist die Stellungnahme der russischen Presse. Diese zeichnete sich in den letzten Jahren durch alles andere als Deutschfreundlichkeit aus. Der „Rietsch“ in St. Petersburg z. B. würdigt die große Tragweite des Vertrages für die allgemeine Politik und meint, es sei damit ein wichtiger Schritt getan für die Annäherung der beiden Völker. Auch die „Nowoje Wremia“, die St. Petersburger Zeitung und andere stellen sich auf deutschfreundlichen Standpunkt.

— Die Politik der Vereinigten Staaten wird in einem Artikel der offiziellen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ eingehender besprochen. Es finden die Bestrebungen Nordamerikas zur wirtschaftlichen und politischen Unterwerfung der südamerikanischen Kleinstaaten eine herbe Kritik.

— Am 29. August findet in Stettin eine große Kaiserparade statt. Die Truppen werden vom 2. Armeekorps gestellt. Hiermit ist zugleich die Feier der Sedanschlacht vom 1. u. 2. Sept 1870 verknüpft. An der Feier nehmen mehrere Bundesfürsten und das schwedische Königspaar teil.

— Die Marokkoverhandlungen haben, wie wir bereits meldeten, ein Pause gefunden. Der französische Botschafter Cambon weilt in Paris, Staatssekretär Kiderlen-Wächter ist nach Wilhelmshöhe und Baden weiter gefahren. Die Pariser Presse erklärt jetzt, Frankreich werde die Wiederaufnahme von Verhandlungen von gewissen Bedingungen abhängig machen. Ließe sich Deutschland nicht darauf ein, so gelten die Unterhandlungen über Marokko als abgebrochen. In Berlin finden diese Meldungen eine sehr kühle Aufnahme. Man meint dort, Frankreich hätte wohl mehr Anlaß die unangenehme Marokkoaffäre klar zu stellen und mit halbwegs heiler Haut aus der Sache hervorzugehen.

Oesterreich.

— Zwei recht alte adelige Herren, die Grafen Esterhazy und Wolkenstein, die beide schon Urgroßväter sein könnten, fanden es für nötig, im Duell einige Löcher in die Atmosphäre zu schießen. Der Wiener Luft hat das nichts geschadet.

— In Triest brannte eines der größten Holzlager vollständig nieder. Man nimmt Brandstiftung an. Der Schaden ist sehr bedeutend zumal es sich meist um Baumaterial und zugerichtete Hölzer handelte.

— Die Hafenz Polizei in Triest erklärt die Cholera in Triest als vollständig erloschen.

Frankreich.

— Wegen der um sich greifenden Cholera in Marseille, wurde die Garnison aus Marseille abberufen und in Compiègne in provisorische Quarantäne gelegt.

— In Marokkehande soll Staatssekretär Kiderlen-Wächter auf die ursprünglichen sehr weitgehenden Forderungen zurückgekommen sein.

— Der französische Kriegsminister Messimy hielt in Trevoux eine Rede mit der beliebten Wendung: Die Franzosen sind für den Frieden was sie aber nicht veranlaßt auf ihre ruhmreichen Traditionen zu verzichten. Sie werden vielmehr mit Vertrauen in die Zukunft blicken. (Tu mir nix, sagte der kleine Itzig, denn ich bin der gar arg tapfer wenn's sein muß.)

— Die Pariser Presse erklärt, England und Frankreich seien über die deutsch-russischen Verhandlungen immer auf dem laufenden geblieben. Die Politik der drei Mächte Frankreich, England, Rußland erfahre durch den neuen Vertrag keine Aenderung. Im Gegenteil, es liege nur eine neue Verstärkung der Friedensgarantien vor.

Italien.

— In Italien erwägt man auch die Verhinderung der argentinischen Ausfuhr. Pietro Castellino, Professor der medizinischen Fakultät Neapel und zugleich Abgeordneter für den Wahlkreis Foggia, ließ sich einem Redakteur der „Tribuna“ hierüber aus. Bei seiner Reise nach Argentinien im Jahre 1910 hatte er, wie er behauptet, Gelegenheit festzustellen, daß ein großer Teil des Gefrierfleisches, welches Argentinien ausführt, von tuberkulosekrankem Vieh herrührt. Diese Mißstände sollen in der italienischen Kammer in einer Interpellation zur Sprache gebracht werden. Die argentinienfreundliche Zeitung „Secolo XIX“ versetzt daraufhin dem Professor einen Hieb. Sie bezweifelt, daß er sich so geäußert habe, denn — sagt sie mit Recht — die Haltung des Professors wäre sehr befremdlich. Wo die Gesundheit so vieler Personen auf dem Spiele stand, hätte er als gewissenhafter Arzt und als guter Italiener sicherlich nicht so lange Zeit geschwiegen!

— Der Gesundheitszustand des Papstes Pius X. bessert sich. Die große Schwäche, welche durch das abnorm heiße Wetter der letzten Zeit veranlaßt war, beginnt zu weichen. Auch geistig erholt sich der Papst nach und nach von seiner tiefen Depression.

— Die Versuche, den Panzerkreuzer „San Giorgio“, der im Busen von Neapel auflief, wieder abzubringen, sind bisher erfolglos geblieben. Der Herzog von Aosta, der eine Reise an die österreichische Grenze unternommen hatte, kehrte von Neapel zurück und besuchte am letzten Mittwoch das verunglückte Kriegsschiff. Der Marineminister selbst, Vizeadmiral Leonardi Cattolica, leitet die Rettungsarbeiten. Zugleich findet eine marinegerichtliche Untersuchung statt, welche den Kapitän Albenge bereits ziemlich schwer belastet hat. Die Geschütze u. die Deckbefestigungen sind bereits von Bord geschafft. Auch der Maschinenraum soll entleert werden, um das Schiff zu entlasten. Sodann wird versucht, nach Abdichtung des Lecks, die ungeheuren Wassermassen aus dem Schiff zu pumpen.

— Der Panzerkreuzer „San Giorgio“ befindet sich noch immer in verzweifelter Lage. Jetzt sprengt man die Felsen weg, die sich in den Leib des Schiffes eingebohrt haben, vorläufig mit wenig Erfolg. Die Zeitungen in Rom wissen zwar aus Neapel zu melden, daß die Rettung des Schiffes gesichert sei. Die Fachleute machen sich aber wenig Hoffnung. König Viktor Emanuel will persönlich den Arbeiten beiwohnen.

— In Neapel hat eine Sammlung begonnen, deren Erträgnis zum Bau eines neuen Kreuzers an Stelle des „San Giorgio“ dienen soll.

— „Giornale d'Italia“ veröffentlichte vorgestern in seiner Abendausgabe einen Artikel von dem brasilianischen Schriftsteller Stockler de Araujo, in welchem versichert wird, daß die Gesundheitsverhältnisse in Brasilien die denkbar besten seien. Die italienischen Einwanderer finden nach seiner Darstellung in Brasilien gute Behandlung, die Be-

hörden sorgen für ihr Wohlergehen und nehmen ihre Interessen überall wahr. Nun ist „Giornale d'Italia“ nicht etwa Regierungsorgan, sondern das Blatt steht auf Seite der verfassungstreuen Opposition. Es nimmt all diese Schilderungen für bare Münze hin und ergeht sich in Lobsprüchen auf den Minister Prinetti, der Brasilien zu einer humanen Behandlung der italienischen Einwanderer erzog, indem er die subventionierte Auswanderung verbat. Die Zeitung läßt auch durchblicken, daß Brasilien auf die italienische Einwanderung angewiesen ist.

— Das Palais Gonzaga in Castiglione della Riviera bei Mantua, wurde durch seinen Eigentümer, der ungenannt bleiben will, an das Seminar in Mantua verschenkt. Der Besitz ist etwa eine Million Lire wert.

— Mailand zählt jetzt nahezu 600.000 Einwohner. Seit 15 Jahren hat es um 109.780 Seelen zugenommen.

— Man erinnert sich noch des Prozesses gegen die Gräfin Tarnowska und ihre Helfer, die in Venedig wegen der Ermordung des Grafen Kamarowsky verurteilt wurden. Einer der Spießgesellen, der Geliebte der Gräfin, Prilukoff, hat auch in Rußland verschiedenes auf dem Korbholz. Die russische Regierung hat daher um seine zeitweilige Auslieferung, um die gegen ihn schwebenden Prozesse beendigen zu können, denn nach 10 Jahren, wenn Prilukoff seine Strafe in Italien abgesessen hat, würde die Beweisführung große Schwierigkeiten bereiten. Das Appellationsgericht in Lucca lehnte jedoch die zeitweilige Auslieferung ab.

— Der Kapitän des Panzerkreuzers „San Giorgio“ wurde vorläufig seiner Stellung enthoben und wird prozessiert werden. Zwei Leutnants wurden zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt. Das Schiff scheint verloren zu sein. Es droht mitten auseinanderzubrechen.

— Die Oesterreicher nahmen an der tiroler Grenze einen italienischen Spion, der viel wichtige Schriftstücke bei sich trug, gefangen.

— Die frühere Kronprinzessin von Sachsen, Gräfin von Montignoso, „Frau Giron“, „Frau Toselli“ etc., zieht es nun doch vor, ihre Memoiren nicht zu veröffentlichen. Sie ließ sich von ihrem Verleger ihr Manuskript zurückschicken. Bei Lichte besehen macht man mit dieser Frau viel zu viel Aufhebens. Wenn eine andere Frau vor der Oeffentlichkeit ihre schmutzige Wäsche ausbreiten wollte, würde sie wohl andere Dinge zu hören bekommen. Die Tatsache, daß die Frau einmal einem deutschen Königshause angehörte, mag wohl für Sensationsschnüffler ein Grund sein, immer auf diese Frau wieder zu verweisen, dem großen Publikum ist die frühere Kronprinzessin einfach widerwärtig.

England.

— In London wurde am Mittwoch eine neue Gesellschaft, die Leopoldina Terminal Company Ltd. mit einem Kapital von 1.250.000 Pfund Sterling eingetragen. Die Gesellschaft wird nach Einigung mit der Greenwood Company, die Companhia Cantareira und die Viação Fluminense übernehmen. Auch soll das neue Unternehmen zu einem Trust verschiedener großer englischer Firmen in Rio de Janeiro ausgebaut werden.

— Die Hafnarbeiter von Kronstadt, ungefähr 8000 an Zahl, befinden sich seit einiger Zeit im Ausstand, welchen sie beschlossen auch noch weiterhin fortzusetzen.

— Die Meldungen über den Streik in ganz England lauten, wie gewöhnlich beim Beginn einer so großen Bewegung, recht alarmierend. Aus Manchester, aus Liverpool und anderen Orten werden Unruhen gemeldet. In London sollen 50.000 Mann Militär eingetroffen sein. Die Nachricht, daß Freiwillige zu den Waffen gerufen werden, wird kurz nach ihrer Bekanntgabe bestätigt. Lediglich um die Uebertreibungen und sensationellen Erfindungen zu charakterisieren, sei die Nachricht wiedergegeben, daß vier — französische (!) Kreuzer nach Liverpool in See gegangen sind, um die dortigen Docks zu schützen. Das wäre ja die reine Revolution und die Bankerotterklärung des englischen Staates ihr gegenüber.

— Im Hafen von Portsmouth wurde ein deutscher Leutnant wegen Spionage verhaftet.

— Das englische Streikkomitee gibt bekannt, daß bis



zum 19. August 250.000 Transportarbeiter und Angestellte in den Streik eingetreten sind. In Schottland, im Norden und Westen von England stockt der Verkehr vollständig. Bei London kam es zu sehr ernstesten Zusammenstößen zwischen Militär und Arbeitern. Es mußten starke Streitkräfte herangezogen werden, um der Unruhen Herr zu werden. Aus London konnten am Freitag im ganzen bloß 4 Züge auslaufen und auch davon blieb einer unterwegs stehen.

— Zwischen dem Streikkomité und der englischen Regierung ist es gestern früh um 4 Uhr zu einer Einigung gekommen. Sämtliche Arbeiter werden wieder aufgenommen und kehren in kürzester Frist zu ihrer Arbeit zurück. Schiedsgerichte treten unverzüglich zusammen, welche all die Streitigkeiten zu untersuchen haben, welche durch den Vertrag vom Jahre 1907 zwischen Unternehmern und Arbeitern nicht mit geregelt worden sind. Der Finanzminister Lloyd George hatte im Unterhause die Ernennung einer Spezial-Kommission von 5 Mitgliedern angekündigt, welche die gegenwärtigen Arbeits- und Lohnverhältnisse zu untersuchen haben. Diese Kommission wird ebenfalls unverzüglich zusammengetreten. Arbeiter und Unternehmer werden sich den Bestimmungen dieser Kommission unterworfen. Die englische Regierung verpflichtet sich in der nächsten Session des Unterhauses einen Gesetzentwurf anzubringen, der die Erhöhung der Frachtwaren vorsieht, damit die Eisenbahnen ohne Störung des finanziellen Gleichgewichts in der Lage sind ihren Angestellten höhere Löhne zu gewähren.

— Die Agence Havas, welche alle Tage das Ende des Streiks kabelle berichtet nun, daß gestern abend 40.000 streikende Eisenbahngestellte eine Versammlung im Hyde-park veranstalteten und dort den Beschluß faßten, nach den Vorschlägen des Streikkomités die Arbeit wieder aufzunehmen. Der König beglückwünschte den Premierminister Asquith zur glücklichen Beendigung des Streiks.

— Gestern morgen um 4 Uhr wurde der Streik vorläufig beendet. Die Gesellschaften stellten den Vereinbarungen gemäß alle Streiker wieder ein. Ein Schiedsgericht, dem sich beide Parteien unterwerfen, wird die Neuordnung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse im einzelnen festsetzen. Der König beglückwünschte den Premierminister zur Beendigung des Streiks.

— Die Arbeit wird überall im Lande wieder aufgenommen. Auch die Verwaltung der North-Eastern Railway Co. erklärte öffentlich, daß sie der Vereinbarung zwischen der Regierung und den streikenden Teilen fernstehe und daß sie die Teilnehmer am Streik nicht wieder einstellen werde. Diese Gesellschaft zeichnete sich von jeher durch eine auf den ersten Blick sehr geschickt erscheinende, aber auch arbeiterfeindliche Politik aus. Schon im Jahre 1907 bei dem damaligen Streik verstand sie es unter die Arbeiter Uneinigkeit zu tragen. Auch jetzt ging sie nach dem Grundsatz *Diride et impera!* vor. Einigen Kategorien gewährte sie Lohnerhöhungen und sonstige Vergünstigungen. Den anderen größeren wurden sie abgeschlagen. Dadurch sicherte sie sich einen Stamm ergebener Angestellten und die große Masse muß den Schaden tragen. Unter der Arbeiterschaft erregt die Haltung ungeheure Erregung. Es ist leicht möglich, daß es zu einem Boykott ihrer Linien kommt. Auch sonst ist die Haltung der Gesellschaften an vielen Orten illoyal. In Midland z. B. werden die Streikenden zwar eingestellt, aber nicht auf ihre früheren Posten, sondern auf niedrigere, geringer bezahlte. Maschinisten will man u. a. zu Wagenputzern degradieren. Sehr häufig tritt das Bestreben hervor, die Arbeiter die sich doch nur ihrer Haut verwehrt haben und mit Recht eine Verbesserung ihrer Lage erwünschen, dafür bestrafen zu wollen. Der drohenden Haltung der Arbeiter und der Einwirkung der Regierung ist es nun in letzter Stunde noch gelungen die North-Eastern Railway zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Die versprochene Spezialkommission zur Untersuchung der allgemeinen Lohn- und Arbeitsverhältnisse wird bereits gebildet. Vorstand derselben soll Viscount of Saint Aldvyn werden.

Rußland.

— Die Strafgefangenen an der Amureisenbahn haben sich, durch die unmenschliche Behandlung und Ausbeutung

zum Außersten gebracht, erhoben und ihre Wächter und Peiniger erschlagen. Die russische Regierung entsandte Truppen, „um die Ordnung wiederherzustellen“.

Portugal.

— Morgen wird die neue Verfassung des Landes proklamiert. Am Donnerstag findet die Präsidentenwahl statt, am Freitag die Wahl der neuen Senatoren. Die meisten Aussichten haben der gegenwärtige Kammerpräsident Braucamp, Bernardino Machado und Dr. Manuel Arriaga.

Holland.

— Der Seemannsstreik in Rotterdam hat mit einem Fiasko geendet. Nunmehr tritt eine bestimmte Kategorie in Ausstand, um die Schifffahrt an einer verwundbaren Stelle zu treffen, nämlich das Maschinen- und Heizpersonal der Hafenschlepper. Tatsächlich ist bereits der Seehandel lahm gelegt.

Belgien.

— In Brüssel fanden am Dienstag großartige Kundgebungen zugunsten des allgemeinen gleichen Wahlrechts statt. Die überwiegend klerikale Kammermajorität hat bekanntlich vor einigen Jahren das Pluralstimmrecht eingeführt, welches ihr dauernd die Mehrheit sichern sollte. An den Demonstrationen, die von herrlichem Wetter begünstigt waren, nahmen mehr als 200.000 Personen teil, Arbeiter und die Angehörigen des Mittelstandes, Liberale und Sozialdemokraten. Die Tage des neuen klerikalen Ministeriums dürfen schon wieder gezählt sein.

Türkei.

— In Konstantinopel tritt die Cholera mit großer Heftigkeit auf.

Persien.

— Der Exschah Mohamed-Ali-Mirza ist siegreich bis vor Teheran vorgedrungen. Plötzlich unterbrach er seinen Marsch auf die Hauptstadt und begann mit dem Regenten in Unterhandlungen einzutreten, die „für beide Teile ehrenvoll“ ausgingen. Der Exschah trat eine Reise nach Europa an. (Der Kampf des Rubels mit dem Sovereign!)

Montenegro.

— Der Finanzminister berechnet die Aufwendungen Montenegros anlässlich des Albaneraufstandes auf 208.000 (türkische) Pfund, ungefähr den doppelten Betrag des alljährlichen Etats. 26.000 Pfund betragen die Kosten für Verpflegung der albanischen Flüchtlinge auf montenegrinischem Boden, 5000 Pfund die freiwilligen Sammlungen für diese Albanesen. Der ganze Rest stellt den „indirekten“ Schaden für den Handel und die „Industrie“ von Montenegro vor. Hierzu ist zu bemerken, daß die Staatsausgaben von Montenegro zum größten Teile aus der Privatschatulle des Zaren und des Königs von Italien bestritten werden. Insbesondere erfolgt die Versorgung des montenegrinischen Heeres mit neuen und abgelegten Waffen und Kleidungsstücken von Rußland und Italien aus. Das Vorhandensein einer „Industrie“ im Land der lustigen Witwe, wenigstens das einer solchen, die nach der Türkei exportiert und von einem Aufstand daselbst Schaden haben kann, kommt für alle Welt sehr überraschend, namentlich für den österreichischen Nachbar. Jedenfalls erfüllt diese Feststellung den Zweck, von der Türkei mit Unterstützung Rußlands und Italiens eine erkleckliche Summe als „Schadenersatz“ zu erhalten.

Vereinigte Staaten.

— Aus Coatsville in Pennsylvanien wird wiederum ein Akt der Lynchjustiz, der an einem Neger ausgeführt wurde, mitgeteilt. Derselbe hatte eine Frau beleidigt und wurde von derselben verwundet, infolgedessen er ins Hospital gebracht werden mußte. In dieses drang nun die Volksmenge ein, schleppte den Verwundeten mit samt dem Bett aus dem Krankenhaus hinaus und vor die Tore der Stadt, wo sie den Unglücklichen an das Bett festbanden, mit Petroleum begossen und das Ganze ansteckten. An diesem Akte der Rohheit nahmen auch mehrere Frauen teil.

— Der Staatssekretär des Aeußern Philander Knox will den neuen Präsidenten von Haiti, General Lecomte, nicht anerkennen.

— Präsident Taft legte gegen das Gesetz, betreffend die Herabsetzung verschiedener Einfuhrzölle, sein Veto ein. Er bezeichnet es als unmöglich jetzt schon einen prozentualen Abschlag auf die Zölle festzusetzen, solange die Tarifkommission ihr Gutachten für das Etatjahr 1912 noch gar nicht abgegeben hat. Der Kongreß ist bekanntlich in Nordamerika seit den letzten Wahlen vorwiegend demokratisch, Senat und Präsident stehen auf Seite der Republikaner. Die Demokraten laufen Sturm gegen die übermäßig hohen Zölle. Durch die Fernhaltung der ausländischen Konkurrenz sind namentlich die Lebensmittelpreise in Nordamerika in unerhörter Weise in die Höhe getrieben worden. Angeblich will Taft nur die Zölle auf Baumwolle und Baumwollwaren herabsetzen lassen. Da aber Nordamerika selbst den Baumwollbedarf der Welt fast allein deckt und eine großartige Baumwollindustrie besitzt, ist die Konzession an die Demokraten nur ein scheinbares Zugeständnis.

— Die Regierung erkannte den neuen „Präsidenten“ von Haiti nunmehr an.

Mexiko.

— Madero wird im Kampf um den Präsidentenposten einen sehr populären und energischen Gegner finden, da sich der frühere Kriegsminister, General Reyes, als Kandidat aufstellen ließ.

Bolivien.

— Der Senat verschob die Beratung des Gesetzes über Einführung der Zivilehe auf unbestimmte Zeit.

— Seit April ds. Js. sind aus dem Fort Esteros 19 Soldaten verschwunden. Man vermutete, daß sie von Indianern niedergemetzelt worden seien. Jetzt wird diese Befürchtung bestätigt.

— Der Unternehmer der großen Salpeter- und Bergwerksbahn von Arica nach La Paz, Herr John Jackson, wird in der nächsten Zeit in La Paz erwartet.

Chile.

— In Ecuador ist eine Revolution ausgebrochen. Die Garnison von Iquique steht an ihrer Spitze. Der neugewählte Präsident Emilio Estrada ist in der Armee unbeliebt, der frühere Präsident Eloy Alfaro soll am Ruder bleiben. Emilio Estrada berät mit den Mitgliedern der Regierung über Mittel und Wege zur Unterdrückung der Revolution. Nach einer späteren Meldung soll er bereits mit mehreren seiner Anhänger in Iquique ermordet worden sein. Eloy Alfaro floh in die chilenische Gesandtschaft. Der Gesandte hat die diplomatischen Vertreter der anderen Staaten zu einer Konferenz eingeladen. Die Mächte sollen sich nach Ansicht des chilenischen Gesandten ins Mittel legen, um ein Blutvergießen in Ecuador, insbesondere den Anmarsch von Streitkräften auf Quito, den Sitz der Gesandtschaften, zu verhindern.

— Die Regierung von Ecuador verlangt von dem chilenischen Gesandten in Quito Herrn Eastman die Auslieferung des Expräsidenten Eloy Alfaro. Eastman weigert sich jedoch und findet die Unterstützung der übrigen fremden Geschäftsträger. Auch die Studenten halten Wacht, um Alfaro zu schützen.

— Der Wiederaufbau von Valparaiso soll jetzt energisch zu Ende geführt werden. Die Regierung will deshalb eine Anleihe von 150 Millionen Peso aufnehmen.

— In Chile soll die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt werden.

— Vor einigen Tagen wurde der österreichische Bauunternehmer Herr Maurcich, der einen Teil der großen chilenischen Nord-Süd-Bahn in Akkord übernommen hatte, von einem Eisenbahnarbeiter ermordet. Die österreichische Kolonie in Santiago nimmt nun für seine Familie eine Sammlung vor.

Paraguay.

— Major Mediana und 9 weitere Offiziere, die bei der letzten Revolution in Paraguay gefangen gesetzt worden waren, wurden am Sonntag durch Urteil des obersten Gerichtshofes in Freiheit gesetzt. Der provisorische Präsident Liberato Rojas ließ sie jedoch sofort wieder verhaften, weil sie angeblich an der neuesten Verschwörung gegen die jetzige Regierung beteiligt waren. Die Führer der Trup-

penabteilungen in Villa Rosario, die Herren Agonte und Machado wurden gleichfalls festgenommen.

— Der frühere Präsident Albino Jara geht in ausserordentlicher Mission nach Deutschland und wird in Berlin das Land vertreten. Der frühere Kriegsminister Ibanez ist als Gesandter nach Santiago de Chile abgeschoben worden.

— Die finanzielle Lage wird immer schlechter. Das offizielle Goldagio ist auf 1300 festgesetzt worden. Im Handel beträgt es 1110. Französische Bankiers haben sich eingefunden, um der Regierung unter wucherischen Bedingungen mit Geld auszuweichen. Die Regierung verhandelt mit ihnen über eine Anleihe von 20 Millionen Pesos Papier.

— Die Aerzte, welche in Paraguay die Beulenpest bekämpfen sollen, werden von der Bevölkerung mit dem Tode bedroht.

Uruguay.

— Der französische Dampfer „Provence“, der am 18. August von Montevideo abfuhr, kam am 19. mit schwerer Maschinenavarie in den Hafen zurück.

— Der Sanitätsrat Dr. Ernesto Fernandez Espiro, der Uruguay in Rio de Janeiro bei den Verhandlungen der Sanitätskommission vertritt, verständigte seine Regierung, daß der Staatsvertrag zwischen Brasilien, Argentinien und Uruguay von 1904 über gemeinsame Seuchenbekämpfung und Verhinderung der Einschleppung von Epidemien oder ansteckenden Krankheiten in, in verschiedenen Punkten abgeändert werden müsse.

— Der Präsident Battle y Ordonez hat seine Haltung in der Monopolfrage geändert. Auf Veranlassung der englischen Versicherungsgesellschaften hat die englische Regierung Vorstellungen erhoben. Nun greift die Zeitung „El Bien“ in ihrer gestrigen Nummer den Präsidenten wegen des Wechsels in seinen Ansichten heftig an.

Argentinien.

— Die Zeitung „Nacion“ verurteilt die Maßnahme einer gewissen Schifffahrtsgesellschaft, welche die Passage-Preise nach Italien bedeutend herabgesetzt hat und auf diese Weise Argentinien großen Schaden zufüge, da sie hierdurch zur Verminderung der Arbeitskräfte für die bevorstehende Ernte beitrage. Die „Nacion“ gibt der Regierung den Rat, Repressalien ohne Ansehen der Person gegen diejenigen zu ergreifen, welche das Land, trotzdem sie in demselben wohnen, zu schädigen trachten.

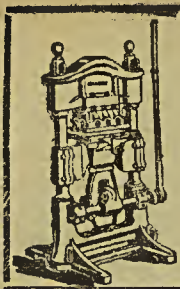
— Der Vice-Konsul der argentinischen Republik in Fiume Herr Leo Kremeseck, welcher sich augenblicklich in Buenos Aires aufhält, hatte mit dem Minister des Auswärtigen Ernesto Bosch eine Unterredung, in welcher die Mittel und Wege besprochen wurden, welche die argentinische Regierung einzuschlagen hätte, um die österreichische Einwanderung ins Land zu ziehen.

— In Rosario kursiert das Gerücht, daß man in Argentinien einen Einfall in Paraguay plane, und daß der ehemalige Kriegsminister des letztgenannten Landes Cypriano Ibanez das Haupt dieser Bewegung sei.

— Zwei Hamburger Schifffahrtsgesellschaften ermäßigten die Passagepreise von Buenos Aires nach Italien für die Passagiere III. Klasse. Die „Nacion“ greift in scharfen Artikeln diese Preispolitik der Rhedereien an. Dadurch würde den Italienern die Rückwanderung erleichtert und Argentinien in seinen Interessen geschädigt.

— Die wirtschaftliche Lage des Landes ist recht ungünstig. Das große Defizit im Staatsbudget beruht also auch nicht etwa nur auf leichtsinniger Finanzbahrung oder zu optimistischen Voranschlägen, sondern es muß eine reale Grundlage haben. Die verhältnismäßig geringe Herabsetzung der Rückwanderungspreise nach Europa insbes. nach Italien, hätte sonst kaum eine so enorme Auswanderung zur Folge gehabt, als es bei normalen Wirtschaftsverhältnissen der Fall gewesen wäre, namentlich, da die kommende Ernte reichlich Arbeitsgelegenheit bietet. In einer einzigen Woche sind fast 5000 Personen nach Europa zurückgefahren.





Komplette
maschinelle
Einrichtungen

für **Buchbindereien**
für **Buch- und Steindruckereien**
für **Kartonwagenfabriken**

liefert inklusive Schriften und Utensilien etc.

Karl Krause, Leipzig

Vertreter: **BROMBERG, HACKER & Co., S. Paul.**

— In Buenos Aires macht es in den Kreisen der Gesellschaft großen Eindruck, daß Herr Manuel B. Anchorena mit seiner Klage auf Entmündigung seiner Frau Ignaz B. Anchorena abgewiesen wurde.

— Der Zustand des Bundespräsidenten Saenz Pena weist noch keine Besserung auf.

— Die Maisernte in Argentinien ist vollständig mißraten.

— Bei Bahia Blanca werden Schießversuche mit nordamerikanischem Pulver veranstaltet, die bis jetzt gute Resultate ergaben. Die neuen Dreadnoughts sollen mit dem Pulver versehen werden.

— Gestern vor acht Tagen haben in Buenos Aires sämtliche Hotels, Restaurants, Konditoreien und Cafés, zum Zeichen des Protestes gegen die übermäßig scharfen Bestimmungen des neuen Sonntagsruhegesetzes ihre Lokale geschlossen. Daraufhin sagten verschiedene Minister eine Abänderung des Gesetzes zu. Gestern öffneten die Etablissements ihre Räume wieder wie gewöhnlich.

— Die Buenos Aires-Zeitung „La Prensa“ wendet sich gegen die Bevorzugung des amerikanischen Mehls in Brasilien und wünscht eine baldige Regelung der Mehlzollfrage zwischen Argentinien und Brasilien. Gleichzeitig aber kommt die Meldung, daß Argentinien im ersten Halbjahr 1911 210.000 Tonnen Weizen nach Brasilien eingeführt habe. Trotz der hohen Mehlschutzzölle könnten die brasilianischen Mühlen die Konkurrenz der Mühlen in Argentinien nicht aushalten. Letztere beherrschen den Mehlmarkt.

Ecuador.

— Am 11. August brach, wie aus Quito telegraphiert wurde, gegen den bisherigen Präsidenten, Eloy Alfaro, eine Revolution aus. Alfaro wurde von all seinen Parteigängern im Stich gelassen. Die hauptstädtischen Verwaltungsbehörden begaben sich zum brasilianischen Gesandten, Barros Moreira, und baten ihn, Alfaro Moreira zum Verlassen des Landes oder zur Flucht in eine Gesandtschaft zu bewegen, damit dieser nicht der Volkswut zum Opfer falle. Auf Veranlassung Moreiras unterzog sich der chilenische Gesandte, Victor Easturan, der Aufgabe eines Beschützers. Als beide Gesandten mit dem brasilianischen Legationssekretär Joras Boreti beim Regierungsgebäude anlangten, fanden sie es vollständig von Aufständischen eingeschlossen. Eloy Alfaro konnte jedoch ungestört mit den fremden Gesandten sich entfernen und in die chilenische Gesandtschaft zurückziehen. Inzwischen übernahm der Vizepräsident Carlos Fleile die Regierung. Ein eifriger Parteigänger Eloy Alfaros, der General Paez in Abato, zog auf die Nachrichten aus Quito seine Truppen zusammen und ist mit einer starken Streitmacht im Anmarsch gegen die Hauptstadt begriffen. Am 12. August fand in Quito eine große Volksversammlung statt. Es wurde beschlossen, Alfaro mit Gewalt aus der chilenischen Gesandtschaft herauszuholen, wenn er nicht auf die Präsidentschaft verzichte. Alfaro bequeme sich zu einem schriftlichen Enthebungsgesuch an den Staatskongreß und machte dem General Pöez von seinem Schritte Mitteilung. Der brasilianische Gesandte übernahm die Bestellung dieses Briefes und erreichte mit einiger Mühe die Umkehr des Generals Paez. Eloy Alfaro wird sich nun in den nächsten Tagen unter dem Schutz der fremden Gesandten ins Ausland einschiffen. Zum Verständnis des

ganzen Zwischenfalls fügen die neuesten Meldungen aufklärend hinzu, daß die Amtsperiode Emilio Estradas nicht schon am 10. August begonnen hat, sonst wäre eine Revolution gegen den Expräsidenten am 11. August nicht möglich gewesen. Er wird vielmehr erst Anfang September seinen Posten antreten. Eloy Alfaro wollte ihn zwingen, auf sein Amt zu verzichten. Dabei sind sowohl Eloy Alfaro wie Emilio Estrada, Mitglieder der liberalen Partei und mit einander befreundet. Der Name einer Partei will indessen in Südamerika, wo ausschließlich persönliche Politik getrieben wird, gar nichts sagen.

Humoristisches

Im Restaurant. Der Gast warf einen Blick darauf. Dann biß er hinein. Dann rief er den Kellner. „Wie in aller Welt nennen Sie denn dies?“ fragte er. „Es ist zäh wie Leder!“

Der Kellner beugte sich teilnehmend vor, betrachtete das Gericht sehr aufmerksam und studierte dann die Speisekarte. „Filet de Sole, mein Herr,“ sprach er.

„Filet de Sole?“ versetzte der Gast, „nu, dann nehmen Sie es weg, und sehen Sie zu, ob Sie mir nicht ein nettes, zartes Stück vom oberen Teile des Stiefels, nach Entfernung der Knöpfe, bringen können!“

Geisteskrank. Ein Bauer steht vor Gericht, weil er eine Scheune angezündet hat. Die Zeugen werden vernommen und erklären alle, daß es in dem Kopfe dieses Mannes schon lange nicht mehr ganz richtig wäre. „Können Sie mir beweisen, daß der Mann geisteskrank ist?“ fragt der Richter.

„Ja,“ antwortet ein Zeuge, „vorigen Monat, beim Auszahlen des Lohnes, hatte er eine Mark zuviel bekommen.“

Taktik. Alma: „Sagen Sie, liebe Freundin, wie Sie denn das angestellt haben, daß Ihr Mann jetzt gar nicht mehr ins Gasthaus geht?“ — Erna: „Das? Sehr einfach. Als er einmal wieder um 2 Uhr nach Hause kam, fragte ich, als er an die Tür klopfte: Bist du's Karl? Und mein Mann heißt doch Emil.“

— Ein Herr stieß im Gedränge einen anderen mit dem Fuße an das Schienbein. „Herr“, fragte dieser entrüstet, „haben Sie das mit Vorsatz getan?“

„Nein,“ war die phlegmatische Antwort, „mit dem Absatz.“

— Händler: „Dieser Hund ist für hundert Mark halb geschenkt!“

Dame: „Ich möchte ihn gerne kaufen, aber mein Mann wird's nicht erlauben.“

Händler: „Gnädigste, Sie kriegen viel leichter wieder einen Mann als so einen Hund!“

Drei Gründe. Der Pastor: „Mackintosh, warum kommen Sie denn jetzt nicht zur Kirche?“

Mackintosh: „Aus drei Gründen, Herr Pastor. Erstens gefallen mir Ihre Predigten nicht, zweitens gefällt mir Ihr Singen nicht undrittens war es Ihre Kirche, wo ich meine Frau zum ersten Male traf.“

Feuilleton

Das Familienkreuz.

Roman von M. Gräfin v. Büchau.

Käthe von Rochlitz biß sich ärgerlich auf die Lippen. „Der Verband ist doch wieder gerutscht! Sie sitzen auch gewiß keinen Augenblick still, Frau Barchow?“

„O je, warum soll ich denn nicht still sitzen?“ Die alte Frau strich mit der verarbeiteten Hand eine graue Haarsträhne aus dem runzeligen Gesicht. „Ich bin ja nicht mal vor der Tür gewesen.“

„Wer's glaubt! Der Verband ist ganz unsauber. Sie sind sicher wieder in den Hühnerstall gekrochen oder haben gar Feuer angemacht!“

„Aber ganz gewiß nicht — du lieber Gott!“

Käthe wickelte die schmutzigen Gazebinden von der verbrannten Hand ab. Die alte Barchow jammerte erbärmlich, vielleicht noch ein bißchen mehr, wie nötig war.

„Wo ist die Brandsalbe? Sie sollten mir doch alles bereitstellen!“

„Die Salbe — o je, das ist 'n Kreuz mit die unnützen Jungens! Die haben sich das Zeugs auf'n Kopf geschmiert.“

Käthe rollte die Binden zusammen. „Glauben würde man's nicht, wenn man es nicht erlebte!“ schalt sie. Dann ging sie selbst in die kleine, rauchige Küche nebenan, um reines Wasser zu holen. Ein Rest Leinöl und Kalkwasser fand sich glücklich noch vor, während sie die Wunde auswusch, hielt sie der alten Frau eine gewaltige Strafrede über ihre Unordnung und ihren Schmutz.

Die Alte saß still wie ein Lamm. Sie wagte nicht zu sagen, daß die Binden viel zu fest gewickelt wären, beschloß aber, sobald Käthe den Rücken gewandt hätte, den Verband wieder abzunehmen und den Arm schön warm in ihr altes wollenes Tuch zu wickeln. Das war ihr viel behaglicher wie die strammen Gazebinden, die immer am andern Tag noch schneeweiß aussehen sollten.

Nun wusch Käthe ihre Hände am Brunnen draußen und trocknete sie an ihrem Taschentuch ab. Mehrere schmutznasige Dorfkinder standen um sie herum. Sie versuchte durch Fragen herauszubekommen, wer von ihnen sich gestern der Mutter Barchow Brandsalbe in die Haare geschmiert habe, aber die Kinder grinsten nur, ohne zu antworten.

Auf dem Enkel der Barchow, dem achtjährigen Fritze, blieb ihr Verdacht sitzen und sie sah sich schon nach einer Haselgerte um, mit der sie dem Verhör mehr Nachdruck zu geben gedachte, als die Aufmerksamkeit der Dorfjugend sich plötzlich von ihr ab- und auf einen blitzenden Gegenstand lenkte, der sich mit großer Schnelligkeit von der Chaussee her der Dorfstraße näherte.

Die Jungens warfen die Mützen hoch und schrien: „Der Doktor — der Doktor kommt!“ Die Freude galt aber mehr dem geheimnisvollen Rad, auf dem der Doktor sich mit Riesenschnelle näherte, als seiner Person.

Am Eingang der Dorfstraße sprang Doktor Hartung ab. Er schob sein Rad an der Lenkstange vorwärts. Die Hunde kläfften ihn an, die Kinder liefen vor und neben ihn her, bis er vor Käthe von Rochlitz stehen blieb.

Er verbeugte sich kurz vor dem jungen Mädchen, das ihm sofort von der schlecht heilenden Brandwunde und der vergeblichen Salbe erzählte. Da lehnte er sein Rad vorsichtig in den Hauseingang und schloß die Tür. Käthe ging ihm voran in die Stube. Sie überraschte die alte Frau höchst unangenehm, denn sie war gerade dabei, die Binde mit den Zähnen und der freien Linken herabzuzerren.

Käthes bräunliches Gesicht mit der feingeschnittenen Nase, den schön geschwungenen Lippen wurde dunkelrot vor Aerger. Ihre schmalen schwarzen Brauen schoben sich zusammen, die großen braunen Augen blitzten die Uebelthäterin zornig an. „Da sehen Sie es selbst, Herr Doktor!“

Hartung zuckte nur die Achseln und wickelte sein mitgebrachtes Paket auf. „Sehen Sie mal zu, gnädiges Fräulein!“ bat er. Mit leichter Hand wickelte er den Verband

vollends ab, band ein paar Gazestreifen und eine schon vorbereitete Binde über die Wunde. „Jetzt wollen wir die Hand in eine Schlinge legen. Hier dies dreieckige Tuch nennt man eine Mitelle.“ Er schob die Ecke des Tuches unter den Arm der alten Frau, den er ihr quer über den Leib legte, so daß die Hand etwas höher wie der Ellbogen lag. „Nun lege ich den Zipfel, der zur Ecke gehört, unter den Arm. So.... den herunterhängenden Zipfel führe ich steil in die Höhe über die Schultern und binde die Zipfel im Nacken zusammen.“

— „Ist's so bequem, Frau Barchow?“

„Ist schon recht, Herr Doktor.“

„Schön. Jetzt fasse ich in die Schlinge, lege den Arm zurecht, ziehe die Ecke möglichst straff hervor, lege sie glatt um den Oberarm, so daß das Tuch mit der Kante oben auf liegt, schlage so viel ein, daß es einen geraden Abschluß bildet, und stecke es mit einer Sicherheitsnadel zusammen. Gefällt Ihnen mein Verband, gnädiges Fräulein? Jetzt kann die gute Barchow die andere Hand brauchen, diese aber muß still liegen und heilen.“

„Wie gut Sie das alles verstehen, Herr Doktor! Hatte ich die Binde schlecht gewickelt?“

„Etwas zu fest.“

„Sonst rutscht die Geschichte immer.“

„In der Mitelle nicht mehr. Im übrigen, gnädiges Fräulein, haben Sie viel Geschick, eine leichte Hand, keinen Ekel — das ist die Hauptsache. Das andere ist Übung.“

„Ich würde es so gern von Grund aus lernen, aber —“

„Warum geht es ger nicht? Das tun doch jetzt so viele Damen!“

„Meine Eltern und die Geschwister haben alle so merkwürdige Ansichten.“ Sie schob mit einem heftigen Ruck ihren Hut tiefer in die Stirne. „Ach, die Meinigen haben eigentlich gar keine Ansichten, sie haben nur Entschlüsse eine Sache so und nicht anders anzusehen.“

Die hellen Augen des Doktors sahen prüfend in das schöne Mädchengesicht. Ein eigenwilliger Zug spielte um ihre spöttisch verzogenen Lippen, aber in den großen leuchtenden Augen, die sie zu ihm emporhob, lag ein seelenvoller Blick.

Sein Herz klopfte schneller. Er trat von ihr zurück und begann sein Paket zu verschüren. „Guten Morgen, Frau Barchow. Freitag komme ich wieder.“

„Wie sieht Ihr Bett wieder aus!“ tadelte Käthe noch zum Abschied. „Sie haben gewiß wieder die schmutzige Wäsche unter das Kopfkisse gesteckt?“

„Bloß 'n bißchen Bettzeug“, stotterte die alte Frau.

„Das machen alle so“, tröstete der Doktor. „Ich habe es aufgegeben, frische Luft und Sauberkeit in den Dorfstuben zu erreichen. Die Wunden halte ich rein — mehr kann ich nicht tun.“

„Das muß doch entsetzlich sein, immer vergeblich gegen diesen Unverstand anzukämpfen!“

„Man darf es nicht zu schwer nehmen. Ich tue, was ich kann und erfülle meine Pflicht, so gut es geht.“

„Und weiter kümmern Ihre Patienten Sie nicht?“ Käthes Stimme klang vorwurfsvoll. Sie hatte in letzter Zeit herausgefunden, daß Dr. Hartung ein Ideal edelster Pflichttreue und Aufopferung sei, jede noch so kleine Trübung des Lichtbildes schmerzte sie daher.

Der junge Arzt strich sich über den rötlichen Vollbart, sein Gesicht trug einen nachdenklichen, ernsten Ausdruck. „Wohin käme ich, wenn ich mich jedem meiner Kranken völlig hingeben wollte?“ meinte er gelassen. „Er liegt mir am Herzen, so lange er mein Patient ist. Ich tue, was ich kann, um ihm zu helfen. Gelingt es nicht, so mache ich einen Strich darunter und widme mich den andern. Etwas muß unserer Beruf uns abstumpfen. Sie werden das auch noch lernen. Eine gleichmütige Stimmung, heitere Ruhe — das ist am Krankenbett nötig. Das gibt dem Kranken Vertrauen und neue Hoffnung. Nichts ist schädlicher als liebevolle Dilettantenpflege mitleidiger Verwandten. Davor graut uns Aerzten am meisten. Das weiche liche Bedauertwerden erregt den Kranken und schadet ihm.“

„Ich werde es schon noch durchsetzen, mich als Krankenpflegerin ausbilden zu lassen.“

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 3 350 Dtdz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlager in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien.

Schutzmarken:

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

Sie schritten nebeneinander die Dorfstraße hinab. Durch die nur noch dünn belaubten Bäume sah man das stattliche Herrenhaus von Lukow hervorschimmern, ein ehrwürdiges, graues Steingebäude, das weniger durch architektonische Schönheit, als durch die großartige Raumverschwendung, mit der es gebaut war, imponierte. Vor der Freitreppe des Hauses hielt ein Jagdwagen.

„Die Herren wollen gewiß auf die Jagd fahren?“ fragte der Doktor. Er stand vor einer baufälligen Kate still.

„Wahrscheinlich. Sie halten das gewiß für Zeitverschwendung?“

„Ich habe da kein Urteil, denn ich bin kein Jäger. Es ist gewiß ein ganz hübsches Vergnügen. Freilich, wie man sein Leben nur als Zweck, um Wildschaden zu verhüten, betrachten kann, wird mir wohl immer unverständlich bleiben.“

„Sie können, wie es scheint, auch boshäft sein?“

„War ich das? Nicht mit Absicht. — Aber bitte, gnädiges Fräulein, kommen Sie hier nicht mit herein.“

„Ich warte draußen auf Sie.“

„Wollen Sie das wirklich?“ Sein Gesicht wurde ganz hell.

„Ja. Sie könnten mir doch noch Verordnungen mitteilen wollen.“

Der Doktor verschwand eilig im Hause. Käthe hörte das heisere Husten, mit dem der Patient, ein trunkfälliger Schäfer, seinen Arzt empfing.

Zwei Jäger kamen jetzt die Treppe des Herrenhauses herunter und stiegen in den Jagdwagen. Der Diener reichte ihnen die Gewehre hinauf. Der Kutscher bog in die Dorfstraße ein. Des tiefen Schmutzes wegen fuhr der Wagen im Schritte. Hart neben Käthe hielt das Gefährt an.

„Willst du mit?“ fragte Bodo v. Rochlitz, der älteste Bruder Käthes, der nach dem Manöver einige Wochen auf Urlaub zu Hause war.

Der alte Herr von Rochlitz brannte sich seine Zigarre et-

was umständlich an und lachte.

Käthe bog den Kopf zur Seite. „Ich warte hier auf den Doktor. Ich habe Krankenbesuche im Dorf mit ihm gemacht.“

„Was ist denn das wieder für eine Schrulle?“

Sie verschmälte es, zu antworten, hörte aber noch, wie der Vater, der ihr gleichmütig zunickte, zu ihrem Bruder sagte: „Ihre neueste Marotte, Bodo!“

Der Wagen rollte weiter. Käthe schob ärgerlich ein paar Steine mit ihrer schmalen Fußspitze zusammen. Ihr Gesichtsausdruck, mit dem sie dem Wagen nachsah, war nicht freundlich. „Da fahren sie wieder auf die Jagd, stehen den halben Tag bis an die Knie im Wasser, um ein paar Enten zu schießen, bilden sich dann ein, wunder was geleistet zu haben, und meinen, auf jeden anderen, der wirklich etwas Nützliches tut, herabsehen zu können.“

Die Zeit, in der sie selbst durch dick und dünn mit den Brüdern auf die Jagd gegangen war, lag freilich noch nicht sehr weit hinter ihr, aber Käthe war noch jung, ihr kam ein Jahr schon wie eine endlos lange Spanne Zeit vor. Und seit bald einem Jahre widmete sie sich vollständig der Krankenpflege hier im Dorf.

Sie hatte dem Doktor schon manches abgesehen. Sein Lob, die Bewunderung, mit der er sie ansah, wenn sie in seiner Gegenwart kaltblütig irgendeine Wunde auswusch, feuerte ihren Eifer immer mehr an.

Eine andere Bewunderung, die ihrer Schönheit galt, bemerkte sie auch bisweilen an ihm. Sie empfand das mehr instinktiv. Aber auch diese Bemerkung mißfiel ihr nicht. Sie wußte ja ganz genau, daß von ihrer Familie der Doktor trotz seiner hervorragenden Leistungen nur wie ein tief unter ihnen stehender Mensch angesehen wurde. Seine Bildung, sein Gewissen und Können, seine Aufopferung — alles das galt nichts im Hinblick auf seinen bürgerlichen Namen, seine bescheidene Herkunft und Stellung im Leben. Aber sie, Käthe von Rochlitz, war stolz darauf, größer und freier

zu denken, wie all die Ihrigen, und sie brannte darauf, ihnen zu beweisen, daß dies bei ihr nicht nur Theorien seien, sondern auch in der Praxis nach dieser Anschauung handeln wollte und würde.

Sie hatte auch schon einigemal ihrer Familie bewiesen, daß sie sehr selbständig dachte und handelte. Die Folgen dieser Beweise liefen für sie allerdings nicht immer glücklich ab. Diesmal traf sie aber jedenfalls das Rechte. Ihr war das unnütze Leben als „Haustochter“ entsetzlich langweilig. Die Hofbälle in der nahen Residenz widerten sie an. Vier Winter lang genoß sie das zweifelhafte Vergnügen, dort Ballkönigin zu sein. Seit einem Jahre aber sah man sie nicht mehr in der Stadt und würde es überhaupt nicht wieder tun. Seit sie dem Kammerherren von Rantzau, der besten Partie des Landes, einen Korb gab, war es zu peinlich, dort stets seiner schwerbeleidigten Verwandtschaft zu begegnen — von ihm selbst und seinen vorwurfsvoll traurigen Augen ganz zu schweigen.

Wenn sie nur zu Hause wenigstens nichts von der leidigen Geschichte gehört hätte! Aber Mutter und Geschwister spielten noch häufig darauf an. Jede Strafpredigt hatte das Faktum des gegebenen Korbes zum Text.

„Und wenn Rantzau mich noch zehnmal fragte, ich würde immer wieder nein sagen — tausendmal nein!“ dachte sie. „Ich will einen Mann heiraten, zu dem ich aufsehen muß, mit dem ich zusammen streben, etwas leisten kann. Als Rantzaus Frau hätte ich nur Dinners zu geben, zu tanzen, Toilette zu machen und den Erben des Majorats der Familie zu schenken. Danke verbindlichst! Solch Alltagsgeschick ist nichts für mich!“

Doktor Hartung, der wieder aus dem Hause heraustrat, unterbrach ihre Gedanken. „Verzeihen Sie, gädiges Fräulein, daß ich Sie so lange warten ließ. Mein Patient ist etwas widerborstig. Ich muß' durchaus sein Herz untersuchen. Leg' ich aber das Hörrohr an, so denkt er jedesmal, das tut weh, und gebärdet sich ärger wie ein kleines Kind.“

„Dauerte Ihr Besuch lange? Es ist mir nicht so vorgekommen. Ich dachte nach.“

„Worüber denn?“

„Ueber die Nutzlosigkeit meines und über die segensvolle Arbeit Ihres Lebens.“

Hartung sah erstaunt in ihr ernstes Gesicht. „Die Nutzlosigkeit Ihres Lebens? Sie sind die letzte unverheiratete Tochter Ihrer Eltern, jedenfalls der Sonnenschein des Hauses!“ meinte er gutmütig.

„Der Sonnenschein — ich!“ Käthe seufzte und lachte zugleich: „Nein — eher die Gewitterwolke oder vielmehr das „Familienkreuz“ bin ich! — Ja, so nennen mich alle.“

„Das ist freilich keine hübsche und gewiß auch eine ungerechte Bezeichnung.“

„Ich weiß nicht. Vom Standpunkt meiner Familie aus jedenfalls nicht. Ich bemühe mich, immer gerecht zu sein, die wohlgezogene Tochter eines adeligen Hauses, die gehorsam nachplappert, was Papachen und Mamachen sagen, die an dem Glauben der Ur-Ur-Urgroßeltern festhält, statt sich eine eigene Weltanschauung erringen zu dürfen.“

Wie ein Sturzbach kamen die Klagen von den roten Lippen. Der Doktor sah ganz verwirrt aus. Er ging ganz langsam neben Käthe her, dem Herrenhause zu.

Ein kleiner Junge in einem weiß und blau gestreiften Anzug harkte die Wagenspuren auf den Kieswegen fort.

„Da — sehen Sie“, Käthe deutete auf das Kind. „das ist auch so ein Zankapfel zwischen mir und meiner Familie. Vor fünf Jahren starben dem armen kleinen Kerl beide Eltern in einer Woche. Das Kind verkam bei der Schwesters-Frau, bei welcher man es untergebracht hatte. Ich holte es mir. Ich war damals sechzehn Jahre alt und spielte mit dem Jungen wie mit einer Puppe. Er war mein Liebling — Tag und Nacht hatte ich ihn bei mir. Zuerst machte der Kleine den Eltern und Schwestern auch Spaß, er wurde nett angezogen, der Heinerle, und durfte unten im Salon sein, weil er lieb aussah. Wie er aber größer wurde, ward er den Eltern lästig. Wo er saß und stand, war er allen im Wege. Natürlich machte ihn das ungezogen. Jetzt muß er immer beim Tennisspielen Tennisklub sein, der Diener braucht ihn,

wenn's viele Stiefel zu wischen gibt, zur Hilfe. Bei der Jagd läuft er als Treiber mit, er hat aber auch schon oft mitgegessen, wenn wir zufällig dreizehn bei Tisch waren, ein andermal hilft er wieder beim Servieren. So verkehrt ist das ausgegangen, was so schön hätte werden können, wenn ich Heinerle wirklich wie meinen Sohn erziehen dürfte.“

Der Doktor verbiß ein Lachen. „Sie haben es gewiß gut gemeint, aber das Kind so ganz aus seiner Sphäre zu reißen, war unklug. Am besten wär's, Sie geben ihn zu ordentlichen Leuten in die Lehre.“

„Niemals. Heinerle hat Unterricht bei mir.“

„Lernt er denn gut?“

„Nicht besonders. Ich hoffte so sehr, er hätte irgend ein Talent oder würde sich für irgend ein Fach interessieren, in dem man ihn dann ausbilden lassen könnte; aber bis jetzt zeigt er nur Talent zum Apfelmausen und Hosengerreißen. — Heinerle, komm mal her!“

Der Junge ließ die Harke fallen und lief auf Käthe zu.

„Da sehen Sie, wie er wieder ausschaut!“ Sie schob den Kleinen an der Schulter dem Doktor zu. „In einen alten Badeanzug haben sie ihn gesteckt, den armen Schelm. Das ist sein Tennisanzug, darin muß er die Bälle aufsammeln.“

„Nun, das schadet ihm nichts.“

„Hast du denn deine Aufgaben schon gemacht?“ fragte Käthe.

Heinerle zog ein wehleidiges Gesicht. Daß er stundenlang im Garten herumgestrolcht war und eingehende botanische Studien am Tafelobst getrieben hatte, verschwieg er wohlweislich.

„So ist es immer. Dabei soll er nun was lernen.“

„Ich muß mich nun empfehlen, gnädiges Fräulein“, lenkte Dr. Hartung ab.

„Können Sie nicht zum Essen bleiben?“ bat sie schnell. „Papa läßt sie abends zurückfahren.“

„Sie sind sehr gütig, gnädiges Fräulein. Ich liebe ja sehr gern, aber mein Anzug —“

„Ach, der Anzug schadet nichts. Wenn Papa und Bodo sehr hungrig von der Jagd kommen, sitzen sie oft in einem wahren Räuberzivil am Tisch.“

Hartung schwankte. Es war sehr verlockend, noch länger mit Käthe zusammen zu sein, aber im übrigen waren die Dinners in Lukow meist recht peinlich für ihn. Er hörte den leicht gönnerhaften Ton sehr wohl heraus, mit dem sich der alte Herr von Rochlitz nach seiner Praxis erkundigte. Käthes Schwestern, die Gräfin Sponeck und Frau von Melenthin, ignorierten ihn meist vollkommen. Nur Käthe und ihre Mutter waren freundlich, fast herzlich, ohne protegierenden Vorgeschmack. Aber er fühlte es selbst ganz gut, wie wenig vorteilhaft er sich in der befangen machenden Umgebung präsentierte. Die Interessen, die hier im Mittelpunkt standen, teilte er nicht. Personen und Verhältnisse, von denen gesprochen wurde, kannte er kaum dem Namen nach. Was sein Leben ausfüllte, fand hier wiederum keine oder nur sehr geringe Beachtung.

Käthe wollte ihm noch weiter zureden, als sie sich plötzlich von hinten unklammert fühlte. Heinerle suchte ängstlich hinter ihr Deckung, denn der Gärtner kam eben mit zornrotem Gesicht aus dem Obstgarten geschossen. Ohne von dem Doktor oder Käthe Notiz zu nehmen, zerrte er Heinerle am Arm und ohrfeigte ihn links und rechts.

„Was fällt Ihnen ein? Sind Sie toll geworden?“ Käthe fiel dem zornigen Mann in den Arm. „Wie können Sie sich unterstehen, das Kind zu schlagen! Noch heute verlassen Sie den Dienst — ich werd's dem Herrn sagen. Diese bodenlose Frechheit!“

Das Geschrei des Jungen rief Frau v. Rochlitz und Käthes Geschwister von dem Tennisplatz hinter dem Hause herbei.

„Um Gottes willen, was geht da vor? — Natürlich wieder der Unglücksjunge! — Käthe hat einen ihrer Wutanfälle —“ so lauteten die Bemerkungen, die die Herbeieilenden unter sich tauschten.

Frau v. Rochlitz, eine stattliche Frau mit einem freundlichen Gesicht und hoch aus der Stirn zurückgekämmtem



Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schäler Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht. Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten. Dieses System stellt die billigste Vereinfachung der erforderlichen Kaffee-Reinigungs-Maschinen dar.

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1359

weißem Haar, wandte sich, da der Gärtner in seiner Erregung ziemlich unverständlich blieb, an den Doktor um Aufklärung.

Aber Käthe fuhr dazwischen. „Zuerst soll Dr. Hartung Heinerle untersuchen. Der rohe Mensch hat dem Kind vielleicht das Trommelfell zerschlagen. — Kannst du noch hören, Heini? — Hör doch endlich auf zu schreien! Ob du noch hören kannst, will ich wissen?“

Käthes jüngster Bruder ein schlank aufgeschossener junger Herr mit zwei breiten „Durchziehern“ auf der rechten Backe, die den Korpsstudenten deutlich verrieten, lachte laut auf.

„Stell dich bloß nicht wieder so an, Käthe! Dem Jungen fehlt nichts weiter, als daß er im Leben viel zu wenig Hiebe bekommen hat.“

Der Gärtner grinste beifällig. „Das ganze Tafelobst zum heutigen Diner hat der Bengel gestohlen, dabei die Hälfte bloß angebissen und weggeschmissen!“

„Jedenfalls war es nicht ihre Sache, das Kind zu bestrafen“, fiel Käthe mit fliegendem Atem ein. „Ich werde es meinem Vater sagen.“

„Blamier' dich nicht, Käthe“, flüsterte Paula Sponeck ihr ins Ohr. „Papa ist sehr mit Jens zufrieden. Der Junge hat die Prügel reichlich verdient. Wenn du nicht willst, daß er noch mehr kriegt, schweig lieber still.“

„Das konnte ich mir denken, da Ihr gegen mich sein würdet!“ warf Käthe bitter hin.

„Der Junge ist wirklich ganz heil und gesund“, sagte der Doktor lächelnd. Er wandte sich zum Gehen.

Aber Käthe bat rasch: „Sie haben mir versprochen, zu Tisch hier zu bleiben.“

Hartung errötete leicht. Er sah, wie die Geschwister sich erstaunt ansahen, und bereute sein voreilig gegebenes Versprechen.

„Es wird uns eine Freude sein, wenn sie um fünf Uhr mit uns essen wollen“, sagte Frau von Rochlitz. Sie wußte, daß ihr Mann und die übrigen Kinder es nicht gern sahen, aber kränken wollte sie Hartung, den sie aufrichtig schätzte, nicht.

„Bis fünf Uhr haben wir noch lange Zeit. Ich denke, wir fangen nun endlich unser Tennis an“, schlug Benno vor.

Keiner dachte daran, den Doktor zur Teilnahme am Spiel aufzufordern.

„Ich habe noch beim Rektor vorzusprechen. Das kleinste Kind ist krank. Um fünf Uhr bin ich pünktlich hier, wenn die Herrschaften meinen Anzug entschuldigen wollen.“

„Bitte — bitte.“ Der Ton der Gräfin Sponeck klang genau so, als ob sie eigentlich sagen wollte: „Wer achtet wohl darauf, was du für einen Rock anhast!“

Käthe sah Hartung nach. Sie hielt den heulenden Heinerle

noch immer umschlungen.

„Konntet ihr Doktor Hartung nicht etwas freundlicher auffordern?“ wandte sie sich vorwurfsvoll an ihre Geschwister. „Ungezogen seid ihr gegen ihn, obgleich sein kleiner Finger mehr Nützlichliches tut als ihr alle miteinander den lieben langen Tag.“

„Du hast dich wohl in den rotblonden Landdokter verliebt, Käthe?“ Die Gräfin Sponeck schob ihren Gürtel herunter; ihre schlanke, graziöse Gestalt sah in dem kurzen Lodenrock sehr zierlich aus. Sie lachte hell auf. Alice und Benno stimmten ein.

„Nein, ich habe mich nicht in ihn verliebt!“ antwortete Käthe. „Aber ich würde ihn tausendmal lieber heiraten, wie einen Mann, der nichts weiter kann, wie Rebhühner schießen, Pferde einfahren und bei Hof dienern. Dieser Mann, auf dem ihr so herabsieht —“

„Bitte, spar uns den Rest!“ Benno schob seine Hand unter Paulas Arm. „Wir können uns das Ende denken. Es ist wieder eine Litanei auf unser Faulenzertum. Das soll uns aber nicht hindern, jetzt endlich Tennis zu spielen. — Heinerle, wenn du ausgeflemt hast, auf voran.“

„Heinerle bleibt bei mir!“ entschied Käthe kurz.

Benno wollte widersprechen, aber Paula winkte ihm zu.

„Laß sie in Ruhe und reize sie nicht noch mehr! Sie ist sonst wirklich imstande, und bringt uns demnächst den Doktor als zukünftigen Schwager an.“

„Nee — dazu ist sie selbst nicht verrückt genug!“ lachte der Student.

Käthe wandte beiden voll das Gesicht zu. „Wenn er mich haben will, würde ich ihn sehr gern heiraten, sagte sie fest und wandte sich zum Gehen.“

Paula und Alica sahen ihr starr nach. Frau von Rochlitz seufzte.

Benno aber drehte sein Schnurrbärtchen und sagte: „Sie ist und bleibt eben unser Familienkreuz!“

2.

Käthe unterdrückte mühsam ein Schluchzen, als sie mit Heinerle an der Hand die Treppe zu ihrem Zimmer erstieg. Sie stand am Fenster und sah auf die im Sonnenschein glänzenden Blätter der Bäume. Das Lachen und Rufen der unten auf dem Tennisplatz Spielenden klang zu ihr herauf.

Heinerle stand mürrisch am anderen Fenster. Er sah auch dem Tennisspiel zu. „Darf ich nicht runtergehen?“ bat er.

„Nein, laß sie die Bälle sich nur selbst aufsuchen.“

„Ich krieg aber doch immer einen Groschen dafür!“ murrte Heinerle, dem feinere seelische Empfindungen abzugehen schienen.

„Lakaienseele!“ dachte Käthe verächtlich. „Meinetwegen

lauf und spiel den Diener!“ sagte sie kalt.

Der Junge ließ sich das nicht zweimal sagen. Eilig lief er fort. Unten im Garten wurde er mit großem Hallo von Benno, der das Bücken satt hatte, empfangen.

Erst die eintretende Dämmerung machte dem Spiel ein Ende. Es war Zeit zum Umziehen. Käthe wollte jedenfalls ihren Vater noch vor dem Essen allein sprechen, um ihm die Untat des Gärtners vorzuhalten.

Ihr weißwollenes Kleid fiel in glatten Falten an ihrer schlanken Gestalt herab. Die gelblichen Spitzen am Halse standen dem schönen bräunlichen Gesichte ausgezeichnet. Sie nahm ein paar brennendrote Geranien und befestigte sie im Gürtel. Das gab der Toilette Ausdruck.

„Sind die Herren schon von der Jagd zurückgekommen?“ fragte sie den Diener, der im Esszimmer die Servietten in kunstgerechte Falten legte.

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Der gnädige Herr und der Herr Leutnant ziehen sich um. Herr Graf und der Herr Baron aus Melkhof werden auch zu Tische erwartet.“

Die liebenswürdigen Herren Schwäger kamen also, um ihre Frauen abzuholen. Dann war ja heute das Familienglück vollkommen!

Käthe klopfte an der Türe des Arbeitszimmers ihres Vaters. „Papa, ich muß dich eine Minute sprechen. Bitte, mach auf.“

Der Riegel flog zurück. Herr von Rochlitz, schon im Frack, den grauen Bart aber noch mit einer rosa Gazebindo hochgebunden, stand vor seiner Tochter. Er war noch immer ein auffallend schöner Mann, mit lebhaften braunen Augen und kurzverschnittenem, vollem grauen Haar. Seine Begrüßung klang infolge des halb zugebundenen Mundes etwas unverständlich. Käthe brachte ihre Klagen wegen der Roheit des Gärtners vor und verlangte diktatorisch seine sofortige Entlassung.

Rochlitz lachte kurz auf. Er befreite seinen Bart von der Binde und kämmte ihm sorgfältig vor dem Spiegel aus. „Den Jens soll ich entlassen, weil er dem Lümmel ein paar Ohrfeigen gab? Nee, mein Döchtling, das kannst du nicht verlangen.“

Käthe stieg das leichterregte Blut in die Wangen. „Du mußt es tun“, sagte sie heftig, „sonst blamierst du mich vor den Leuten! Ich habe Jens gesagt, er müsse das Haus verlassen.“

Herrn von Rochlitz amüsierte das hitzige Temperament seiner Tochter. Käthe war sein Liebling, ihm selbst am ähnlichsten äußerlich und innerlich. Gerade deshalb aber ärgerte er sich, daß die schönste seiner Töchter bisher jede gute Partie ausschlug und lauter überspannte Ideen im Kopf hatte, immer alles mögliche leisten und beweisen wollte, statt als Frau Baronin von Rantzau auf Hirschhagen ein Leben herrlich und in Freuden zu führen.

Er strich ihr über die heißen Backen. Der Zorn stand ihr gar zu hübsch. Und wie sie wieder aussah in dem weißen Kleid, mit dem Geranienzweig vor der Brust und den leuchtenden braunen Augen, dem hochmütig zurückgeworfenen Kopf.

„Käthe, du Tollkopf, wie kann ich denn den Gärtner deswegen entlassen!“ sagte er endlich halb ärgerlich, halb gutnützig. „Ich werd' dem Jens verbieten, den Bengel zu hauen. Er soll ihn mir ein andermal selber bringen. Glaub aber ja nicht, daß du deinem Heinerle einen Gefallen damit tust.“

„Der rohe Mensch hätte dem Kind das Trommelfell zerschlagen können!“

„Na gut — ich werd' mir also eine andere Stelle seines Fells aussuchen“, versprach Herr von Rochlitz gutmütig — „da, wo's ihm nicht schaden, sondern nur nützen kann, wenn er Schläge darauf kriegt. Bist du nun zufrieden?“

„Nein. Das Kind wird überhaupt hier zu schlecht behandelt.“

„Dummes Zeug! Verwöhnt wird der Bengel. Kommt der nicht bald weg, wird überhaupt nichts aus ihm. Ich mach' der verdrehten Geschichte bald ein Ende.“

„Wenn du eine Unterkunft für ihn weißt, bin ich einverstanden, da ich selbst doch auch bald von hier fort will.“

„Du willst von hier fort? Wohin denn, wenn ich fragen darf?“ Rochlitz goß sich Eau de Cologne auf sein Taschen-

tuch „Willst auch was haben, Kleine?“

Sie hielt mechanisch ihre Hände hin. „Vater — ich will Krankenpflege lernen.“

„Du? Du pflegst ja schon alle Leute im Dorf krank — Pardon wollte sagen gesund.“

„Ich verstehe so gut wie nichts, außer dem bißchen, das ich dem Doktor absah. Ich will aber gründlich in einem Krankenhause ausgebildet werden.“

„Hat dir Doktor Hartung den Blödsinn in den Kopf gesetzt?“

„Nein. Es ist auch kein Blödsinn. Mir ist das Nichtstun schrecklich. Zucker und Tee herausgeben, Kaffee aufbrühen, hinter Mama her in die Speisekammer rumlaufen und die Einmachtpöfe besehen — das füllt mein Leben nicht aus.“

„Hättest längst deinen eigenen Hausstand haben können, dumme Dirn.“

„Als Rantzaus Frau? Ich wußte, daß das kommen würde. Aber wenn mir das bis zum jüngsten Tage vorgehalten wird — ich heirate ihn doch nicht.“

„Brauchst du auch nicht. Er wird dich gar nicht mehr haben wollen. Er findet genug andere.“

„Gewiß. Es gibt viele alberne Gänse in der Welt, die sich für einen Frauentitel, seidene Kleider und Schmuck verkaufen.“

„Nun hör mal zu, mein Kind!“ Sein Gesicht wurde ernst.

„Ich zwing dich zu keiner Heirat, aber die Idee, Schwester in einem Spital zu werden, die laß dir vergeben. Das paßt mir nicht für meine Tochter, daß sie alte Weiber kämmt, Handwerksburschen wäscht, und Dielen scheuert. Basta — und nun fang nicht wieder davon an. Du kannst meinetwegen hier im Dorf die Leute besuchen — lieber wär' mir's aber, du tätest es ohne den Doktor. Ich finde es nicht passend, wenn du mit ihm herumziehst. Hartung ist ein anständiger Mensch, aber man weiß doch nie bei solchen Leuten, ob sie nicht auch einmal aus der Rolle fallen und taktlos werden. Daß du ihn zu heut Mittag eingeladen hast, war auch überflüssig. Das überlaß' ein andermal deiner Mutter. — So und nun gib mir einen Kuß — wir müssen gehen.“

Käthe wandte das Gesicht unmutig zur Seite. Der Kuß des Vaters streifte nur flüchtig ihre Stirn.

„Kleiner Trotzkopf!“ Er faßte sie unters Kinn. „Beinah glaub' ich auch, der Rantzau wär' nichts für dich gewesen viel zu weich.“

„Die reinste Milchsuppe!“ Käthe zuckte verächtlich mit den Schultern. Sie ging dem Vater voran in den Salon ihrer Mutter.

Ein Bild der Behaglichkeit! In dem großen Kamin loderte ein helles Feuer. Zuckender Schein lief über die goldenen Rahmen der Bilder, glitzerte in den Prismen des venetianischen Kronleuchters.

Paula und ihr Mann, Graf Sponeck, die ganze vier Tage getrennt gewesen waren, saßen aneinandergeschmiegt auf einem kleinen Eckdivan unter einer schützenden Palme. Melbenthin mußte seiner Frau gleichfalls von dem Schwager untenommenen Ausflug erzählen.

Beide Herren waren Gutsnachbarn und seit zwei Jahren mit Käthes Schwestern verheiratet, die in Abwesenheit der Gatten meist sofort das Elternhaus aufsuchten.

Sie kamen überhaupt, wenn es irgend ging, jede Woche nach Lukow heraus. Bodo berichtete von der Entenjagd, Frau von Rochlitz sprach mit Benno, ihrem Jüngsten. Es war ein munteres Geschwirr von Sprechen und Lachen.

Der Doktor stand unbeachtet und etwas verlegen zwischen all diesen nahen Verwandten. Er empfand seine Anwesenheit hier selbst als lästig für die übrigen und wünschte sich weit fort in seine Studierstube an den Schreibtisch oder zu seinem Stammlokal, wo er nach einem arbeitsvollen Tage gern saß, rauchte, auch wohl einen Skat spielte. Erst bei Käthes Eintreten klärte sich sein Gesicht auf.

Rochlitz begrüßte den jungen Arzt flüchtig und wandte sich dann sofort zu seinen Schwiegersöhnen, die er noch nicht gesehen hatte.

Käthe gab Hartung mit besonderer Freundlichkeit die Hand. Sie bemerkte, wie die Schwestern Blicke tauschten,

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien
chem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am
porugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão de Itapetininga N 4. S. Paulo
Von 1-3 Uhr. Telephon 1407.

Das reizte sie erst recht, herzlich zu ihm zu sein. Sie fragte nach dem Befinden des Kindes im Schulhause. Hartung verlor seine Befangenheit und gab klaren Bescheid. Erst der Eintritt des Dieners machte ihrer Unterredung ein Ende.

Obleich Hartung schon einigemal in Lukow gespeist hatte, fiel ihm heute die feudale Einrichtung des Eßzimmers von neuem als ordentlich bedrückend vornehm auf. Das schöne alte Silber auf der langen, mit Blumen geschmackvoll dekorierten Tafel, der Kammerdiener in schwarzem Anzug, zwei Diener in reicher Livree, die vielen Hirschgeweihe, Rehkronen und alten Familienbilder an den Wänden, die stattliche Gestalt des Hausherrn, die eleganten Söhne, die kostbaren Toiletten der Damen!

Wie durch einen Weltenraum den übrigen entrückt fühlte er sich.

Käthe saß ihm gegenüber. Auch sie kam ihm anders vor, in ihrem weißen, schimmernden Kleid mit den roten Blumen im Gürtel. Heute morgen, als sie in ihrem schlichten dunklen Kleid und großer weißer Schürze vor ihm stand, glitt ein flüchtiger, himmlisch schöner Traum durch seine Seele — ein Traum, der ihm jetzt, ihrer eleganten Erscheinung und reichen Umgebung gegenüber, wie Wahnsinn vorkam.

Die zwischen ihren Schwägern sitzende Käthe diskutierte lebhaft mit ihnen. Beide neckten sie mit ihrer „Schwestermarotte“. Sie blieb ihnen aber keine Antwort schuldig. Zungengewandter wie die Herren, drehte sie sehr bald den Spieß um. Doch bald schien sie der Neckereien überdrüssig zu werden. Ein gelangweilter Ausdruck glitt über ihr Gesicht. Die dunklen Augen sahen müde und traurig aus. Sie antwortete immer einsilbiger, bis die Schwäger ein gemeinsames Gespräch über die Jagd, gewürzt durch Bennos Studentenwitze, in Gang brachten. Man belachte die Kalauer des jüngsten Sohnes herzlich. Niemand war in der Stimmung, sich mit tiefgehenden Problemen abzuquälen.

Nach beendetem Essen wurde im Salon der Kaffee genommen. Benno, die Zigarette im Mundwinkel, schlug den Deckel des Flügels zurück. Er spielte alles auswendig, nach dem Gehör: Opern, Walzer, Märsche, wie eine Spieluhr. Bodo piffte dazu. Manchmal fielen Paula und Alice ein und sangen zweistimmig mit. Es war wieder viel Lärm, Lachen, Zigarettenrauch und Gemütlichkeit in dem großen Zimmer. Frau von Rochlitz saß behaglich in ihrer Sofaecke. Alle ihre Kinder waren um sie herum — mehr brauchte sie nicht, um glücklich zu sein.

Käthe zog sich in den Erker zurück. Doktor Hartung folgte ihr. Sie fingen, unbeobachtet von den anderen, ein leises Gespräch an. Das lebhaftes Interesse, mit dem Käthe nach seinem Lebensgang, seinen Studien und Arbeiten fragte, entschädigte den Doktor für manche kleine Demütigung des heutigen Abends.

„Mein Vater war Lehrer“, sagte er auf Käthes Frage nach seinen Angehörigen. „Er lebt mit meiner Mutter in Bergen auf Rügen von seiner kleinen Pension. Er ist schon alt und kränklich. Sollte er sterben, würde ich mein Mutter zu mir nehmen.“

„Natürlich, das wäre Ihre Pflicht“, gab Käthe zu. „Haben Sie nicht die Aussicht auf eine bessere Praxis? In der kleinen Stadt und auf den paar Gütern — das ist gewiß nicht viel.“

„Genug zu tun gibt es schon. Ich möchte jetzt auch nicht fort, denn meine Arbeit hier ist mir lieb.“

„Ich sprach heute mit meinem Vater darüber, daß ich Krankenpflege lernen will.“

„Er wies es natürlich ab. Darauf war ich gefaßt. Ich habe

„Was sagte er dazu?“

aber schon manches durchgesetzt, was erst nicht sein sollte. Ich erreiche auch diesmal, was ich will.“ Sie richtete ihre schlanke Gestalt stolz auf.

Er sah sie bewundernd an. Ein heißer Strom von Liebe und Sehnsucht ging durch sein Herz. War es denn ganz undenkbar, sie zu gewinnen? Unwillkürlich blickte er sich im Kreise der Ihren um. Das hochmütige blasse Gesicht Paula Sponecks sah ihm gerade, wie erstaunt, fragend in die Augen. Benno wandte ihm halb den Rücken. Der alte Herr von Rochlitz, mit dem Kneifer auf seiner scharfgeschnittenen Nase, schien mißbilligend Käthes isolierten Platz zu bemerken. Ein lähmendes Gefühl der Mutlosigkeit drückte Hartungs aufwallende Hoffnungen wieder zu Boden. Er, der Lehrersohn, der Landdokter, träumte davon, ein Mitglied dieser stolzen Familie zu werden! Wie sie wohl lachen würden, wenn sie es wüßten.

„Noch eine Tasse Kaffee, lieber Doktor?“ rief Frau von Rochlitz herüber. „Vor der weiten Rückfahrt wird Ihnen das gut tun.“

Hartungs überreizte Gefühle ließen ihn in diesen harmlosen Worten einen Wink sehen. Er stand schnell auf. Danke sehr, gnädige Frau, ich muß mich nun wohl empfehlen. Herzlichen Dank für den schönen Tag.“

Benno verbarg sein Lachen nur mühsam unter einem fingierten Hustenanfall.

Herr von Rochlitz stand auf. „Wollen Sie schon fort?“ sagte er kühl. „Es ist Mondschein — da kann man wohl ganz gut radeln?“

„Den weiten Weg — mitten in der Nacht!“ rief Käthe erstaunt. „Könnte nicht ein Wagen —“ Rochlitz schien aber keine Lust zu haben, seinen Pferden noch die Fahrt zuzumuten.

Hartung merkte das sehr wohl. „Danke verbindlichst!“ flügelte er schnell ein. „Ich radle oft bei viel tieferer Dunkelheit. Die Azetylenlaternen leuchten vorzüglich.“

Käthe drückte ihm die Hand. „Freitag verbinden Sie die Barchow wieder, nicht wahr? Diesmal wird die Wunde besser aussehen.“

„Ich hoffe es.“ Ein freundliches Lächeln verschönte sein ernstes Gesicht. Er verbeugte sich rasch vor den übrigen und ging.

„Ein unglaublicher Kaffer, dieser Doktor!“ meinte Benno, als die Tür sich kaum hinter Hartung geschlossen hatte. Er ahmte die Verbeugung nach.

„Ein solch guter, bescheidener Mensch“, verteidigte ihn Frau von Rochlitz.

„Er ist viel gebildeter wie du“, wies Käthe den Bruder scharf zurecht. „Er würde nicht über einen Gast seiner Eltern spotten, der kaum zur Tür hinaus ist.“

„Ja, ja, ja — du hast recht, Käthe. Aber nun laß uns um Gottes willen mit deinem Doktor zufrieden. Der sitzt mir bis oben hin!“ meinte Paula.

Käthe stand auf. „Dann kann ich ja gehen“, antwortete sie kurz. „Gute Nacht!“

„Sie wird alle Tage unausstehlicher!“ klagte Paula hinter ihr her. „Seit dieser Freundschaft mit dem Doktor ist nichts mehr mit ihr anzufangen.“

„Das wird mir denn doch bald zu bunt“, brummte Herr von Rochlitz vor sich hin und verschanzte sich hinter seiner Zeitung. Er beschloß, der ganzen Sache ein Ende zu machen.

3.

Der Arm der alten Barchow heilte vorzüglich. Der brauchte jetzt nur noch mit etwas besserem Essen aufgeholfen zu werden. Aber der Trunkenbold, der Schäfer, und mehrere kleine Kinder bedurften notwendig ärztlicher Hilfe.

Käthe wartete heute lange im Dorf, bis der Doktor kam. Endlich sah sie das Rad in der Ferne aufblinken.

Als Hartung das Mädchen erkannte, sprang er ab und ging mit großen Schritten auf sie zu. Seine Bewegungen erschienen ihr heute merkwürdig unelastisch, sein Gesichtsausdruck niedergeschlagen.

„Endlich, Herr Doktor! Ich warte schon lange“, rief sie ihm entgegen.

Hartung berührte ihre Hand nur flüchtig. „Ich komme, um mich von Ihnen und meinen Patienten zu verabschieden, gnädiges Fräulein“, sagte er ohne jede weitere Einleitung.

„Wollen Sie denn verreisen?“

Er lächelte traurig. „Das nicht — aber ich werde nicht mehr nach Lukow kommen.“

„Warum nicht?“

„Meine Tätigkeit ist hier zu Ende. Ihr Herr Vater hat mir mein Honorar geschickt und mir dazu geschrieben, daß er für meine ferneren Bemühungen danke.“

Käthe sah ihn verwirrt an. „Mein Vater hat das geschrieben! Weshalb denn? Wie kommt er dazu?“

„Ich weiß es nicht. Ich kann es nur erraten. Ich glaube jedenfalls nicht, daß meine Art, die Patienten zu behandeln, der Grund zur Kündigung sein kann. Ich habe hier eigentlich nur günstige Erfolge in meiner Praxis zu verzeichnen.“

„Ach, was kümmert es Papa, wie und womit Sie kurieren!“ Käthe warf die Lippen auf. „Nein, nein, da steckt etwas anderes dahinter.“ Sie stockte und wurde rot. „Es ist empörend, Sie so zu behandeln! Ungerecht im höchsten Grade. Ich dulde das nicht. Sie dürfen sich das nicht gefallen lassen.“

„Was kann ich dagegen tun? Es steht jedermann frei, seinem Arzt zu kündigen. Ich fürchte, diesem Vorgehen Ihres Herra Vaters werden noch andere Kündigungen folgen.“

„Natürlich — und darum soll Papa die Kündigung zurücknehmen.“

„Das wird er sicherlich nicht tun, da er gewiß aus einem wohlüberlegten Grunde gehandelt hat. Von der Praxis in der kleinen Stadt kann ich nicht leben, ich muß also von hier fortgehen.“

„Wohin denn?“

„Vor einiger Zeit bekam ich die Aufforderung, Anstaltsarzt am Stadtkrankenhaus in Dortmund zu werden. Ich lehnte damals ab. Wenn die Stelle noch nicht besetzt ist, nehme ich sie jetzt an. Dortmund ist eine größere Fabrikstadt. Ich werde dort auch Privatpraxis ausüben können.“

Käthe ging mit finster zusammengezogenen Brauen neben ihm her. „Und was soll aus mir werden?“ fragte sie heftig. „Soll ich mit Ihnen den einzigen Menschen verlieren, der meine Interessen teilt und versteht?“

Er sah ihr ernst in die Augen. „Gnädiges Fräulein, wenn — wenn es nicht so unmöglich wäre —“ Er stockte, fuhr aber nach ein paar Sekunden mit plötzlichem Entschluß fort. „Nein — heute zum Abschied sollen Sie es wissen. Mir sind oft ganz unsinnig schöne Träume durch den Kopf gegangen. Ihr Herr Vater hat das vielleicht geahnt und allen vorbeugen wollen. Es ist freilich fast ein Wahnsinn — das gebe ich zu, — aber Käthe, liebe, teure Käthe — ich hab' es nicht lassen können, Sie zu lieben. So, und nun lachen Sie den Narren aus. Daran tun Sie recht — verzeihen Sie nur, daß ich nicht mitlachen kann. Dazu sitzt es zu fest und tut auch zu weh.“

Käthe ging eine Weile stumm neben ihm her. Dann sah sie ihm gerade ins Gesicht: „Lachen? Warum sollte ich lachen? Mir ist nicht danach zu Mut! Mein Vater hat Ihnen die Praxis genommen, an der sie hingen — das ist um meinwillen geschehen, weil er merkte, daß Sie mir mehr gaben wie meine Familie, ein Ziel, ein Streben, einen ausgefüllten Tag. Hier vorgeude ich ohne Sie nutzlos Zeit und Kräfte. Wenn Sie mir helfen wollen, die richtig anzuwenden, dann — ja, dann bin ich bereit, Ihre Frau zu werden.“

Hartung stand still. Ihm war, als drehe sich alles um ihn. Hatte der frische, rote Mädchenmund da neben ihm wirklich diese Worte so ruhig, fast nüchtern ausgesprochen? Worte, die ihm mit einemmale einen neuen Himmel, eine neue Erde zu schaffen schienen!

„Natürlich können Sie mich, so wie ich jetzt bin, noch nicht brauchen“, fuhr sie fort. „Ich werde erst einmal in einem Krankenhause wirklich arbeiten lernen, damit ich Ihnen später eine ordentliche Hilfe sein kann. Ich habe nämlich große Pläne. Wir gründen später zusammen ein Krankenhaus. Sie als Arzt — ich als Oberin.“

Hartung ließ sein sonst so sorgsam gehütetes Rad achtlos gegen die Hauswand fallen und nahm ihre Hände. „Käthe — ist das wirklich Ihr Ernst? Sie lieben mich auch ein bißchen?“

„Ich bin Ihnen vom ganzen Herzen gut!“ erwiderte sie offen. „Wirklich sehr gut. Ich werde an Ihrer Seite mir ein Leben schaffen können, wie ich es mir wünschen kann.“

„Aber was werden die Ihnen dazu sagen?“

„Mit denen lassen Sie mich nur fertig werden. Ich will Sie nicht in diese häßlichen Streitigkeiten verwickeln. Das fechte ich besser allein aus. Sobald wie möglich trete ich mein Lehrfach als Schwester an. Schlimmstenfalls nehme ich mein Geschick selbst in die Hand. Ich bin majorenn, gesetzlich hat mir niemand mehr etwas zu verbieten.“

„Sie wissen, daß ich ganz arm und kleiner Leute Kind bin, Käthe. Die Einkünfte eines Arztes sind nicht groß. Bekomme ich die Stelle an dem Krankenhause, sind ja meine Einnahmen sicher, aber immerhin kann ich Ihnen nur an sehr bescheidenes Leben bieten.“

„Sie müssen natürlich Papa das Honorar zurückschicken“, sagte Käthe rasch. „Sie dürfen sich das nicht gefallen lassen.“

„Was?“

„Daß er sie ablohnt wie einen Bedienten.“

„Bei einer Kündigung bezahlt man uns Aerzte immer. Das ist nicht anders. Ich könnte das Geld auch nicht entbehren“, entgegnete er ruhig. „Mir stehen große Ausgaben durch die Uebersiedlung bevor.“

Diese Antwort verstimmte Käthe. „Wenn Sie arm sind“, sagte sie endlich, „so ist es mit mir auch nicht viel anders.“ Er sah sie erstaunt an.

„Wir leben großartig — ja, aber unsere Zukunftsaussichten stehen in gar keinem Verhältnis zu unserer Erziehung und Gewöhnung“, fuhr sie unbeirrt fort. „Das weiß ich sehr gut. Mein ältester Bruder erbt Lukow, wir Schwestern nur Mamas Vermögen, das ganz im Gut steckt. Wie viel davon bleibt, fragt sich sehr. Solange unsere Eltern leben, bekommen wir nur eine kleine Zulage, nicht bitte nicht. Ich schreibe Ihnen“, sagte sie schnell. „Bin im erst Schwester, steht unserer Korrespondenz nichts im Wege. Ich würde natürlich der Oberin unsere Verlobung mitteilen. Sowie das Lehrjahr um ist, heiraten wir, ob mit, ob ohne Erlaubnis. — Aber nun muß ich nach Hause gehen. Wir haben Jagddiner heute.“ Sie nickte ihm herzlich zu. „Noch eins — bitte. Ich kann Heinerle nicht in Lukow lassen, wenn ich fortgehe. Raten Sie mir, was soll ich mit dem Kinde anfangen? Später möchte ich ihn wieder zu mir nehmen.“

„Vielleicht könnte man ihn im Schulhause gegen eine Entschädigung unterbringen.“

„Das ist ein guter Gedanke. Da kann er mit des Rektors Kindern zusammen unterrichtet werden. Meinetwegen mag er auch ein wenig im Hause helfen. Es ist Ihnen doch recht, daß er später zu uns kommt? Ich habe die Pflicht, für das Kind zu sorgen.“

Die Worte „bei uns“ begeisterten Hartung. Er versprach viel mehr wie ein Toilettengeld. Sie sehen also, Sie machen gar keine gute Partie mit mir.“

Hartung stutzte. Eine Sekunde fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, welch wahnsinniges Unternehmen es für ihn, den Landdokter, den bescheidenen Anfänger, sei, ein armes, vornehmes, verwöhntes Mädchen heiraten zu wollen. Aber seine leidenschaftlichen Gefühle besiegten schnell wieder alle Bedenken.

Er zog Käthes Hand an seine Lippen.

„Und ich darf Ihnen nicht beistehen in dem Kampf um mein Glück?“

Er wagte noch nicht, „unser Glück“ zu sagen. „Nein, alles zu tun, was Käthe verlangte. Was hätte er ihr heute nicht versprochen?“

Er sah der schlanken Gestalt nach, die rasch dem Herrenhause zuschritt. War das wirklich kein Traum, daß sie ihm gehören wollte, die schöne, stolze, eigenwillige Käthe von Rochlitz!

Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.

FERNANDO HACKRAT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: HACKRATOS

Caixa do Correio 566.

Das war wirklich wie ein Wunder, das der nüchterne Verstand nicht fassen, nur das liebende Herz glauben konnte.

4.

Das Jagddiner verlief sehr heiter. Die Jäger brachten einen prachtvollen Appetit und dementsprechend Durst mit nach Hause. Es waren nur wenige Herren aus der nächsten Nachbarschaft eingeladen worden. Rochlitz und seine Söhne schossen die Fasanen lieber selber.

Paula und Alice ließen sich voller Interesse jedes Treiben beschreiben. Käthe hörte kaum darauf, was ihr Nachbar sprach. Sie sah mit finsterem Blick über den glänzend geleckten Tisch, auf all die heiteren Menschen, die sich darum gruppierten und es sich schmecken ließen. Sie konnte, wenn sie zwischen den silbernen Fruchtschalen hindurchsah, den Kopf ihres Vaters erblicken. Wie vergnügt er aussah, nur etwas erhitzt vom Trinken! Er nickte seinen Töchtern, auch ihr, mit erhobenem Champagnerglas freundlich zu. Wie wohl er es sich sein ließ, ohne mit einem Gedanken an den jungen Arzt zu denken, dem seine Kündigung das sauer verdiente Brot vom Munde nahm, der voller Sorgen in die Zukunft sah, sich plagte und quälte Tag und Nacht.

Ihre Zähne gruben sich tief in die rote Unterlippe. „Ich setze es durch, ihn zu heiraten, und wenn ich deshalb aus dem Hause gestoßen werde“, beschloß sie bei sich.

Nach aufgehobener Tafel standen alle noch im Salon. Käthes leidenschaftliche Erregung mußte sich irgendwie Luft schaffen. Sie brauste mit virtuoser Technik und wundervollem Anschlag eine Lisztsche Rhapsodie auf dem Flügel herunter.

Die Gespräche verstummten unwillkürlich. Käthe spielte sehr selten in Gegenwart anderer, aber oft stundenlang für sich allein. Musik war Jahre lang ihr ganzes Studium und Hauptinteresse gewesen. Ihr Gesicht glühte, als sie die Rhapsodie beendete und in eine schwermütige alte Volksweise überging.

Die Tränen waren ihr nahe. Sie klappte das Instrument zu und trat ans Fenster.

Der Mondschein lag silberweiß auf dem Rasenplatz. Die Schatten der Bäume sahen übernatürlich groß und gespenstisch in dem kalten Licht aus.

Es war doch ihre Heimat, ihre Eltern und Geschwister, von denen sie sich lossagen wollte, um ein Leben zu wählen, das weit ab von ihnen allen führen mußte!

Gewaltsam unterdrückte sie ihre weiche Stimmung, indem sie sich Hartungs Einsamkeit, vor allem seine bittere Enttäuschung über die ungerechte Kündigung zurückrief. Mit keinem Wort beteiligte sie sich an den Gesprächen der Gesellschaft. Man kannte aber ihre Stimmungen schon und kümmerte sich nicht weiter um sie.

Nachdem die fremden Gäste fortgefahren waren, blieb die Familie noch zusammen sitzen. Herr von Rochlitz, animiert vom vielen Sekttrinken, hielt gern noch eine kleine Nachrede über das Diner und die Jagd bei einem guten Glas Bier. Die jungen Ehepaare, die Brüder, die Mutter — alle saßen vergnügt um den großen runden Tisch: Paula knackte Mandeln mit ihren schönen weißen Zähnen auf. Sponeck aß mit besonderer Wonne die Kerne aus den von ihr auf diese Weise geöffneten Schalen.

Da trat Käthe mit raschem Entschluß vor den Lehnstuhl ihres Vaters. Sie konnte keine lange Nacht mit diesem schweren Vorsatz ringen. Erfahren mußten die Geschwister es doch. Da war's am besten, sie hörten es alle miteinander — und der Sturm brach mit einemmal über sie los.

„Vater, ich möchte dich etwas fragen“, fing sie mit leicht zitternder Stimme an.

„Was denn, meine Kleine?“

Rochlitz hatte kein ganz gutes Gewissen wegen Hartung und war darum besonders freundlich.

„Weswegen hast du dem Doktor gekündigt? Du hast doch keine Ursache gehabt, mit ihm unzufrieden zu sein?“

„Nein, das nicht. Ich habe ihm aus einem anderen Grunde gekündigt.“

„Aus welchem denn?“

„Das geht dich nichts an, Käthe.“

„Ich glaube doch. Ich bin — ich habe mich nämlich heute mit Doktor Hartung verlobt.“

Käthe erhob nicht die Stimme, aber ihre Worte klangen doch seltsam laut in der plötzlich eingetretenen Stille.

Alices Schaukelstuhl, der bis jetzt hin und her wiegte, stand plötzlich fest. Paula ließ die Mandel, die sie eben zum Munde führen wollte, auf den Teller fallen. Herr von Rochlitz sah seine Tochter wie geistesabwesend an.

Ein helles, spöttisches Lachen durchbrach die schwüle Stille. Paula warf sich in ihren Stuhl zurück und lachte — lachte, als ob sie nicht wieder aufhören könnte.

„Verlobt — verlobt mit dem Doktor! Haha! Glaub't doch nicht. Sie macht ja nur einen Witz.“

Käthe fuhr herum. Ihre Augen funkelten. „Sei still du!“ rief sie der Schwester zu. „Du in deinem kindischen Hochmut hältst das natürlich für einen Witz, was mir bitterer Ernst ist. Dein Lachen beleidigt mich — ich verbitte es mir!“

„Und ich verbitte mir diesen Schwager!“ antwortete Paula spitz.

„Was soll das heißen, Käthe!“ fragte Herr von Rochlitz streng. „Willst du uns zum Narren halten?“

„Nein. Wenn ich aber gewußt hätte, daß Paula meine Worte zum schlechten Witz stempeln würde, hätte ich lieber mit dir allein gesprochen, Vater.“

„Nachdem du einmal angefangen hast, mußt du auch fortfahren, Käthe“, sagte Frau von Rochlitz. „Hat der Doktor wirklich um dich angehalten?“

„Wir haben uns gegenseitig ausgesprochen. Ich will ein Lehrjahr in einem Krankenhaus durchmachen und ihn dann heiraten. Er wird wahrscheinlich, da Papas Kündigung ihm hier die Stellung erschwert, sich in Dortmühl als Arzt am Stadtkrankenhaus anstellen lassen. Er bekommt dann auch ein festes Gehalt.“

Käthe sprach ruhig, fast eintönig. Nur an den raschen Atemzügen, die ihre Brust hoben, merkte man ihre innere Erregung.

Rochlitz hielt mit Mühe einen Zornesausbruch nieder. Er biß sich ein paarmal auf die Lippen, ehe er sprach. „Ich werde heute Abend dem Doktor schreiben, daß er sich diesen verrückten Gedanken aus dem Sinn schlagen soll. Ich gebe meine Einwilligung nicht zu der Verlobung.“

„Warum nicht, Vater! Daß Hartung nicht adelig ist und nur ein bescheidenes Einkommen hat, ist allein meine Sache. Er ist ein Ehrenmann, dessen sich niemand zu schämen braucht. Ich verlange kein Opfer von Euch, nur daß Ihr mich meinen Weg gehen laßt. Ich kann nicht mit diesem oberflächlichen Leben hier zufrieden sein.“

Fortsetzung folgt.